

BERGLAND

29. JAHRGANG · 1940 NOVEMBER/DEZEM

Bergland

ILLUSTRIERTE ALPENLÄNDISCHE MONATSSCHRIFT

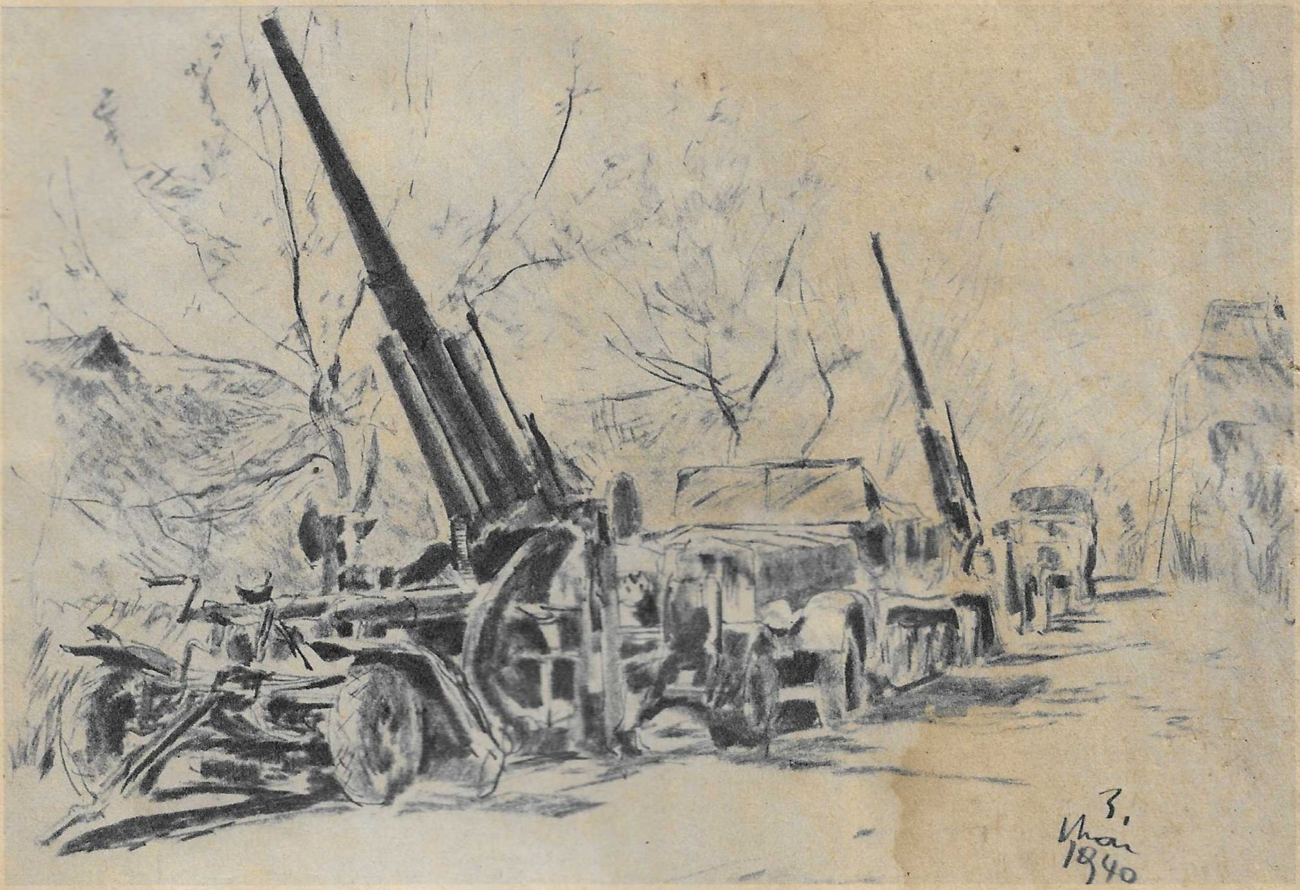
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT: KARL PAULIN
VERANTWORTLICH FÜR DEN ANZEIGENTEIL: ERWIN MEYER
VERLAG UND DRUCK: NS.-GAUVERLAG UND DRUCKEREI TIROL
GES. M. B. H., INNSBRUCK

HEFT 11/12 XXII. JAHRGANG 1940

„Bergland" ist durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung des Deutschen Reiches und des Auslandes zu beziehen. Zahlungen: Postscheckkonto Wien Nr. 80.271

Jahresbezugspreis (12 Hefte) im Inland RM. 5.—, Einzelnummer RM. —.50, für das Ausland RM. 7.—, Einzelnummer RM. —.70 (einschließlich Postgebühr und Verpackung).

Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste 3 vom 15. August 1940 gültig. Verlag, Schriftleitung und Druckerei: Innsbruck, Erlerstr. 5—7. Ruf 750, 751, 753. Geschäftsstellen: Kufstein, Platz der SA. 19. Klagenfurt, Teichstr. 7/II. Linz a. D., Landstr. 97. Feldkirch, Gymnasiumgasse 4



An der Stadtmauer steht Abteilung an Abteilung . . .

„Im Osten und im Westen..."

VON WILHELM NICOLAUS PRACHENSKY

Oberleutnant d. R. in einer Gebirgsdivision, Architekt und Maler in Innsbruck

Mit Zeichnungen des Verfassers

Alarm! Der kaum zur Ruhe gekommene Körper wird hochgerissen, schnell findet die suchende Hand die Taschenlampe — Licht blitzt auf. Der Unteroffizier meldet dringenden Munitionsnachschub zu unseren Artilleriestellungen vor Neu-Sandez.

Hinein in die Bluse — noch die Koppel und die Mütze — und schon geht es im Eilschritt durch die dunkle Gasse des kleinen polnischen Dorfes zum Alarmplatz. Dort stehen unsere großen, schwarzen Ungetüme. Mit hohlen, kalten Augen schauen sie in die Nacht, — sie führen den Tod.

Schon sind alle Hände beschäftigt, die schweren Granaten werden überladen — noch friedlich in ihren Körben. Bald werden sie dröhnend aus den Rohren fahren, unseren braven Jägern die Einbruchsstelle schlagend.

Jetzt brausen die ersten Motore auf, bald singen alle ihr ehernes Lied, und vorwärts geht es in die Nacht. Voran der kleine rote Punkt — das Schlußlicht des Kradfahrers — es ist das einzige Licht in dem unendlichen Dunkel der polnischen Nacht. Es führt uns! Bald geht es die Uferböschung hinunter, dort rauscht das Wasser des Dunajez. Die Notbrücke, von

unseren Pionieren geschlagen, wird mit größter Vorsicht befahren — schwer ist die Last und drüben warten die Batterien.

Weiter geht es, angestrengt starren alle Augen in das Schwarz, fest halten die Hände das Steuer. Vorne und seitlich zucken die Blitze auf, Mündungsfeuer unserer Artillerie. Ausgestorben sind armselige Hütten an der Straße, oft ragt davon, von letzter Glut beleuchtet, nur noch der Kamin in den nächtlichen Himmel. Irgendwo heult ein Hund. Immer wieder lösen sich vom Straßenrand Gestalten — Gefangene, Bauern, Weiber und Kinder, sie wandern Nacht und Tag die Straße zurück. Ein Karren, gezogen von einem kleinen mageren Polenpferd — Flüchtlinge, ein Bett, ein Koffer, die letzte Habe.

Eilende Schatten donnern vor, die Panzerjäger, sie überholen uns, der erste grauende Morgen nimmt sie auf.

Nun unterscheiden wir schon Wald und Wiese und Fluß. Zerschossene Geschütze, Protzen, auch unsere Straße ist aufgewühlt. Starre Pferde liegen im Graben. Maschinengewehre haben ihre erstorbenen Läufe auf uns gerichtet und an der Straße liegen frische Hügel. Das schlichte Kreuz trägt nur den Helm und den Tiroler Namen. Stürmend und siegend starben sie. Mag Name und Kreuz einst verwittert sein, über alle Zeiten und Weiten aber wandern die Gedanken zu den einsamen Gräbern im Polenland.

Schwer arbeiten sich unsere Maschinen nun die Straße empor und oben begrüßt uns die erste Sonne des jungen Tages.

Noch liegt das fruchtbare weite Land im Morgenfrieden. Äcker, Felder und Wald soweit das Auge reicht — dort das Silberband des Flusses. Wie lange wird es noch dauern und es bellen die ersten Schüsse durch den Morgen. Ein Blick auf die Karte, wir müssen bald am Ziele sein. Der Kradfahrer ist weit voraus, jetzt kommt er zurück und meldet beidrehend den Platz unserer Munitionsablage. Schnell heben kräftige Arme Stück für Stück vom Wagen, der erste ist leer, der zweite wird vorgeschoben, bald steht die Kolonne zur Rückfahrt bereit. Aufsitzen! Es geht wieder zurück.



Zerschossene Brücke in Rzeszow.



Links unten: Artillerie geht in Stellung.

Beim nächsten Dorf liegt Beutegut — ein wildes Durcheinander, Gewehre, Stahlhelme, viele Verschläge Munition aller Art, Granaten liegen neben Meßgeräten, Sättel, Maschinengewehre, Gasmasken und wieder Helme, Kappen, Flammenwerfer, Spaten, Brotbeutel — viel Handgranaten, Menageschalen, Schläuche und Riemenzeug.

So füllen sich jetzt die Fahrzeuge mit Beute. Entgegen branden uns Kolonnen auf Kolonnen — unaufhaltsam geht der Siegeszug vorwärts. Wir fahren nun gegen den reißenden Strom unserer stürmenden Division.

Vorne ist es lebhaft geworden, man hört das Tacken der Maschinengewehre, dazwischen die schweren Abschüsse der Batterien. Die ersten Verwundeten kommen zurück — ein neuer Kampftag hat begonnen.

Auch wir fahren wieder zurück, oft gibt es Halt — dann geht es wieder ein Stück weiter. Eine schmale Brücke hält uns auf — der Kradfahrer dringt durch das seichte Wasser vor. Er mag sich dies erlauben, doch unsere Fahrzeuge warten auf sicheren Pfad. Weiter vorne liegt rechts im Graben, eines Rades beraubt, ein polnisches Munitionsauto — auch seine Last wird übernommen.

Wieder nehmen wir Berg und Tal, wieder sind wir am Dunajez. Lange warten wir an der Brücke, bis endlich die Fahrt für uns frei ist. Bald winkt unser Ziel, dort wartet bereits neuer Befehl auf uns Ruhelosen.

Die letzte Nacht des Vormarsches sieht uns vor Lemberg, fröstelnd sitzen wir auf einer Wiese. Ruhelos wandern die Posten die lange Reihe der Fahrzeuge ab, leise klingt ein Tiroler Lied durch die Nacht, begleitet vom Rollen des Geschützdonners um Lemberg.

Ende Oktober — schon brausen die ersten kalten Winde über das weite Land — marschieren wir aus dem Osten zurück . . .

Und in einer Nacht, die ohne Sterne war, fuhr der Lazarettzug vom Westen kommend in einen kleinen Bahnhof in Pommern ein. Nach vielen Stunden Fahrt — durch Nacht und Tag — waren die Versehrten, die Kranken am Ziele. Die Ordensburg Krössinsee, jetzt Lazarett, nahm uns auf, und auf dunkler Straße, von schwarzen Bäumen gesäumt, rollten die mächtigen Autobusse zur Burg. Bald ist das Tor erreicht, der weite Hof, im fahlen Licht steigen nahe Türme in das unendliche Dunkel. Nieder und breit liegen die Bauten mit hellen Zimmern, weißen Betten. Jetzt nur schlafen —!

Dort im Westen ist der Schlaf selten geworden — vorwärts marschieren die Kameraden — „über Maas und Schelde und Rhein nach Frankreich hinein".

Voll Sonne ist der neue Tag und in strahlender Helle liegt das weite Land — See und Burg. Mächtig auf flachem Hügel liegt sie ausgebreitet, der freundliche See umschließt sie mit lieblichem Ufer und ihre Türme schauen weit in ein Land, das voll Fruchtbarkeit ist. Äcker, Seen und Wälder unter einem unendlichen Himmel, das ist Pommern.

Die stolze Burg des neuen Deutschlands im Osten hat den schönsten Platz gefunden und freundlich ist der Gedanke, sie einmal vollendet zu schauen. — Jetzt liegen wir Offiziere im Revier I am See, neben uns die Baracke mit den Operationssälen. Dort will das grelle Licht der großen Lampen nie verlöschen und nimmermüde sind die Hände der Ärzte und Pflegerinnen. Immer wieder kommen neue Kameraden und bringen neue Kunde vom Vormarsch nach Frankreich, Holland und Belgien, Kunde von herrlichen Siegen und Heldentum.

Der Pionier erzählt vom Brückenschlag im schweren Feuer, seine blutbespritzte Bluse, sein Schuß in der Lunge sind Zeugen davon. Der junge Leutnant von einem Panzerregiment trägt vom ersten Tag an der belgischen Grenze seine Hand in der Schlinge — ein Schuß traf sie am Kuppelrand. Die von der Infanterie, von den Jägern, die Kameraden der Luftwaffe, die Artillerie, die Panzerjäger, alle Waffen sind vertreten durch ihre besten Söhne und alle haben nur einen Wunsch, bald geheilt, wieder mit dabei zu sein.

Wochen vergehen und nun, nicht mehr an das weiße Zimmer gebunden, weitet sich der Horizont, ich sehe Pommern — das Land, die schönen Städte. Es fällt mir ein kleines Lied ein vom „abgebrannten Pommerland", meine Mutter sang mich als Kind wohl damit in den Schlaf. Damals war dies Land so unendlich ferne, wie in einem Märchen. Nun bin ich mitten darin und glücklich, daß all die Schönheit stolzer Bauten nicht in Schutt und Asche liegt. Wie wenig wußte ich von den lieblichen Städten, von den einfachen, breit gelagerten Höfen, den wuchtigen Domen, deren reiches Backsteinmauerwerk sich hoch über Platz, Rathaus und Stadt erhebt.



Einer der Kameraden.

Tore und Türme und die oft noch erhaltenen Mauern künden von alter Wehrhaftigkeit, Zunftschilder auf hellen Giebeln freundlicher Herbergen erzählen vom edlen Handwerk.

Ein stiller, sonniger Morgen. Ich stehe an der Stolpe, die zwischen alten, hohen Bäumen und alten Häusern ruhig ihren Weg zur Ostsee zieht. Lebhaft in dieser Stille ist nur eine große Entenfamilie beim Frühstück.

Nun gleitet das helle Licht herunter an den alten Mauern der Türme, an schönen Giebeln, erfüllt Gassen und kleine Plätze. Schon öffnen sich die ersten Fenster und durch reiche Haustore machen die Frühaufsteher den ersten Schritt in die Sonne, in den neuen Tag, der hier voll Frieden ist!

Welch unendlicher Gegensatz zwischen Ost und West! Dort klingt der harte Schritt marschierender Regimenter durch die die Gassen, der Lärm motorisierter Abteilungen. Schwere Batterien stehen marschbereit, steil hat die „Flak" die Rohre ihrer Geschütze gegen den Himmel gerichtet. Am alten Turm einer kleinen Stadt in der Eifel rastet für wenige Stunden eine Abteilung der Panzerjäger, und voll Staunen schaut der alte Wehrturm auf unsere Waffen.

Wie damals im Mittelalter klingen Hufe auf dem Koppenpflaster des Tores, damals die schwerer Pferde von Rittern und Reisigen, heute die unserer lebhaften kleinen Tragtiere. An der Stadtmauer, die auch hier noch erhalten ist, steht Abteilung an Abteilung, aus alten Höfen, die sonst verträumt und voll Stille waren, hört man harte Hammerschläge, eine Reparaturwerkstätte hat für ein paar Stunden ihren „Laden" aufgemacht. Dröhnend rollen unsere Panzer vor und ihre Ketten verklingen draußen am Wiesenrand, den die ersten Blütenbäume säumen. In Blüten liegen auch unsere Dörfer und nur wenige Kilometer vorne wütet der harte Krieg über ein Land, das den Frieden nicht wollte.

*

Es war im Herbst 1939, da wir auf staubiger Straße gegen Lemberg zogen, da sah auch Pommern, das östliche Grenzland, den Krieg. Es waren nur wenige schwere Tage, dann war das Heer Polens zerschlagen. Damals hörte auch die schöne Stadt Danzig das Dröhnen des Kampfes. Auch sie brauchte nicht lange um ihr Schicksal zu fürchten, sie war bald wieder frei. Die nahe Westerplatte lag im schweren Feuer unserer „Schleswig-Holstein". Zertrümmert liegen die Bunker, der Wald ist durchkämmt von Geschossen und jeder Stamm trägt Narben. Die Mauerreste des Offizierskasinos erzählen von hartem Einsatz, der polnische Adler über dem Eingang ist zu Tode getroffen.

Gefangene Polen zersägen heute die Stämme, die der Kampf fällte und von draußen leuchtet die Ostsee herein. Zoppot und Hela verschimmern im hellen Licht und in zarter Linie vermählen sich Himmel und Wasser.



Und der Dom zu St. Marien verliert sich in Spitzen und Türmen . . .

Ich zeichne das stille Wasser, die herrlichen Bäume und den kleinen Turm. Ein blondes Mädel erzählt mir, daß dies der Hexenturm sei und sie darin wohne, dann eilt sie zur Schule und lacht mit weißen Zähnen zu mir zurück — ein kleines Hexlein!

An der Brücke steht das wuchtige Mühlentor, hell leuchtet sein Giebel in enge Gassen, die noch im Schatten liegen, und aus einem Hof singt ein scheppernder Leierkasten ein altes Wiener Lied mir ins Herz.

Das kleine Boot bringt mich zurück an das andere Ufer, zurück zur Stadt, Danzig! Glücklich darf sich jeder schätzen, der dich, du Schöne, sehen durfte. In edlem Wettstreit alter Städte wirst du immer zu den schönsten zählen.

Voll Würde steigen die schmalen Häuserfronten aus dem Dunkel enger Gassen, mit reichen Giebeln tauchen sie in die strahlende Helle des Tages. Vor schönen Portalen liegen die kunstvollen Beischläge. Das Wahrzeichen Danzigs, der Turm der Marienkirche, sieht immer wieder über die bewegten Giebel herein auf Gassen und Straßen, auf kleine Plätze, wo schöne Brunnen stehen.

Hoch löst sich der Dom zu St. Marien aus dem bunten Kranz der Giebel und verliert sich in Spitzen und Türmen in ewige Helle. Am „Langen Markt" steht das Rathaus, steil und schlank ragt über die Straße sein Turm, das Portal ist von klassischer Schönheit. Hier reiht sich nun Perle an Perle. In verschwenderischer Fülle stehen die prunkvollen Fassaden am Platz und schließen sich zu herrlichen Fronten. Durch dunkle Tore treten wir an das Wasser. Hier stehen, weithin die Hansestadt kündend, die alten Speicher, wie ein Bollwerk das mächtige Krantor, das zweite Wahrzeichen Danzigs. Nach Jahrhunderten emsiger Arbeit darf es nun ruhen, nur die Kette mit der schweren Kugel bewegt sich langsam wie ein Pendel.

In ehrwürdiger Ruhe schaut es auf das bewegte Bild des Hafens, auf das muntere Geschiebe von Schiffen, Menschen und Wasser. Schlepper liegen an Schlepper, kommen und gehen und aus ihrem Rumpf rollen Ballen und Kisten, Waren aus fremden Ländern, an unsere Ufer.

*

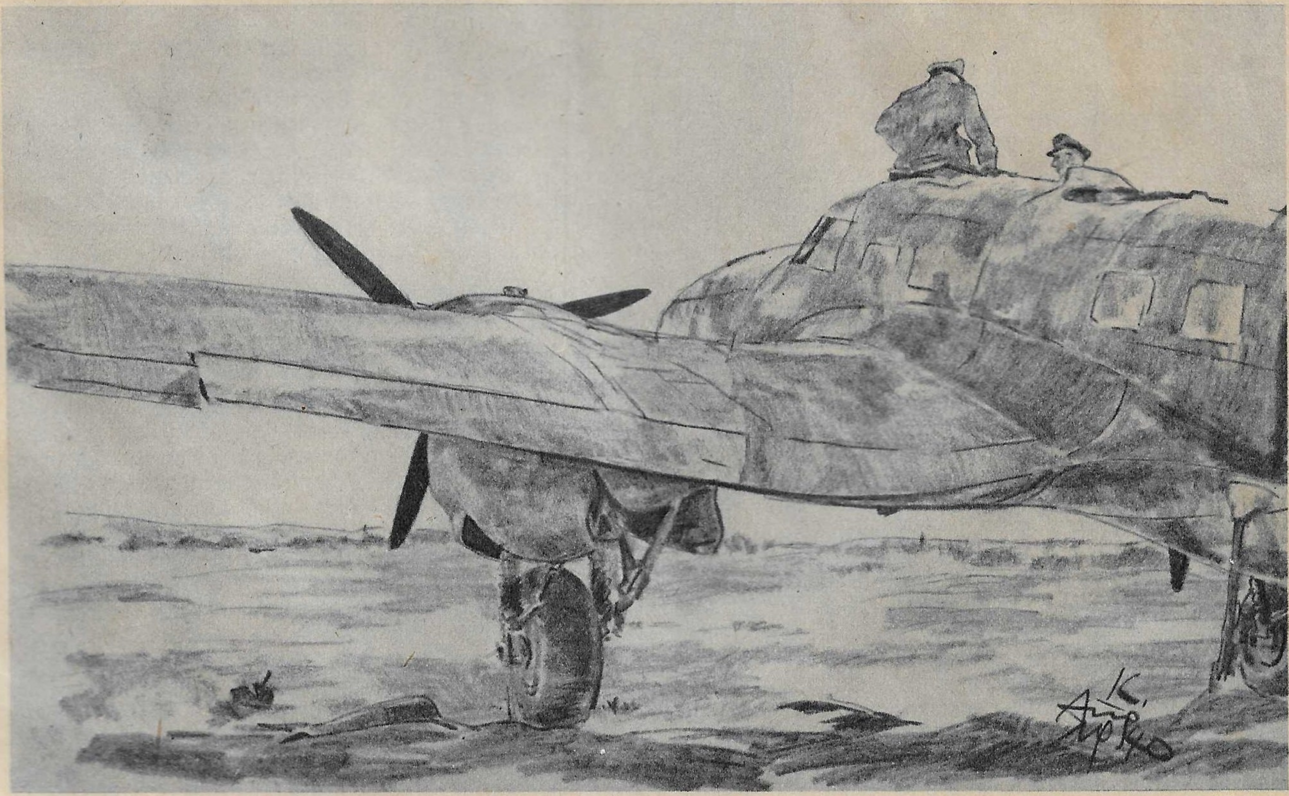
Ein heller Morgen sieht mich auf der Fahrt — weiter gen Osten, der neue Tag bringt mich nach Marienburg. Nun grüßen schon weither die Türme der stolzen Burg des Deutschen Ritterordens. Bald steh ich am Stadtplatz und wandere die steile Straße hinunter zur Nogat und über den Steg an das andere Ufer. Im Gegenlicht liegt die Burg weit ausgebreitet, ihre Mauern, Türme und Tore spiegeln sich im Fluß.

Nun führen mich weite, kühle Gänge, an weißen Wänden stehen schwere Truhen, und breite Türen öffnen



. . . steil hat die Flak ihre Rohre gegen den Himmel gerichtet . . .

Unten: Auf einem Feldflugplatz.





Gefangene.

schöne Räume. Auf schlanken Säulen spannt sich das weite Gewölbe der Remter, und zarte Rippen entspringen aus ihnen wie ein Springbrunnen, ja es ist so, als trügen sie die ganze Last. Frühe Fresken grüßen von den Wänden und wundervolle Plastiken, die aus dem Halbdunkel der Altarschreine herabblicken. Auf dem weiten Hof, der grell in der Sonne liegt, verklingen die Schritte der Besucher, durch das hohe, dunkle Tor schreitend, erreiche ich wieder die belebte Straße.

Der Abend bringt mich zurück nach Danzig. Langsam fährt der Zug über die Dirschauer Brücke, weit ist das Bett der Weichsel. Bald werden die von den Polen gesprengten Tragwerke wieder neu eingeschoben sein und in voller Fahrt werden die Züge über die Brücke donnern.

Nacht ist es, als der Zug in Danzig einfährt. Noch einmal wandere ich durch die stillen Straßen, noch einmal grüße ich die schönen Giebel, den Turm von St. Marien, der stolz und steil sich im dunklen Nachthimmel verliert.

Verträumt liegen die Beischläge vor reichen Portalen, im Dunkel die Plastiken und Ornamente, die schönen Gitter. Still ist es auch am Hafen geworden, nur das Wasser klatscht leise an das Holz der Boote. Noch einmal durchschreite ich das Krantor und vom Rathausturm klingt das Glockenspiel zum Abschied.

*

Voll Sonne ist wieder ein Morgen, weiße Wolken segeln auf dem unendlichen Blau des Himmels, um uns das weite sommerliche Land. Diesmal trägt uns der rasche Wagen gegen Westen. Dramburg — Stargard. Das Walltor nimmt uns auf und in kurzer Rast zeigt sich die Stadt im schönsten Licht.

Nun wieder auf der Landstraße geht es weiter nach Stettin. Von Osten kommend überschneiden hohe Krane die schöne Silhouette der Stadt. Von den Oderbrücken gleitet der rasche Blick über den Hafen — Schiffe und Speicher spiegeln sich im Wasser. Wir fahren die Altstadt hoch und stehen am Königsplatz, dessen Tor wahrlich ein „königlicher" Schmuck ist. Am Paradeplatz das schöne Berliner Tor, beide flankieren in barocker Schönheit die beiden großen Plätze, die vereint mit dem Schloß Alt-Stettin umschließen.

Hier erzählt manch schönes Haus, das Krieg und Brände überdauerte, von einstiger geschlossener Schönheit. Mächtig ragt der Dom von St. Jakobi über die alten Dächer und schaut herein auf den nahen Roßmarkt. Dort steht der „schöne Brunnen" unter einer alten Weide. Ich wandere die Altstadt durch und hinüber zur Hakenterrasse, die, erhöht, meinem Blick Weite schenkt. Unter mir die breite Oder, die die schöne Stadt mit aller Welt verbindet.

Der letzte Sonntag in Pommern bringt mich nach Stralsund und schenkt mir das Glück, das „schöne Tor zum Norden" zu sehen. Es ist die Stadt ein freundliches Gegenstück zur würdevollen Schönheit Danzigs.

Heimkehrend führt mich mein Weg über Neubrandenburg und Pasewalk. Ich stehe an der Stätte, wo unser Führer, geblendet von den Giftschwaden der Westfront, im Lazarett lag, bis er wieder den hellen Tag schauen konnte.

Möge unter seiner Führung über unser herrliches Deutschland auch bald die Helle des Friedens aufsteigen, wenn bunt die Fahnen unseres Sieges von allen Giebeln wehen!

Schützt unsere Vögel im Winter!

Ein Meisenpaar vertilgt 150.000 Raupen

Winterliche Stürme verwehen alle noch so verborgenen Plätze, wo es sonst genug Futter gab, die grimmige Kälte zerstört das nicht geschützte Leben in der Natur. Unter den Unbilden der Witterung haben mit am stärksten unsere Vögel zu leiden. Die heimischen Vögel sind uns aber nicht nur lieb, weil sie uns im Sommer durch ihren Gesang erfreuen, sie sind auch überaus nützliche Tiere, deren Hilfe im Kampf gegen Schädlinge wir uns erhalten müssen. So hat ein bekannter Vogelschutzfachmann einmal ausgerechnet, daß ein einziges Meisenpärchen mit seiner Nachkommenschaft im Laufe eines Jahres etwa 120 Millionen Insekteneier oder 150.000 Raupen vertilgt, die gewichtsmäßig rund 1½ Zentner lebender Insekten entsprechen.

Schon diese Zahlen sollten jeden Gärtner, Bauer und Forstmann dazu veranlassen, gerade jetzt dem Schutz der Vogelwelt erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Die auf-



W. N. Prachensky: Einer unserer Jäger.



Unten: In barocker Schönheit ... das Königstor in Stettin.

gewendete Mühe wird vielfach belohnt, wenn die in den Wintermonaten durchgefütterten Tiere uns im Sommer die Schädlinge wegfressen. Neben der Aufstellung von Nisthöhlen ist die Fütterung der Vögel in den Wintermonaten von großer Bedeutung. Um jedoch einen wirklichen Nutzen zu erzielen, genügt nicht allein der gute Wille, sondern nur das Anbringen einer sachgemäßen Futteranlage.

Beim Einrichten zweckentsprechender Fütterungsgelegenheiten sind zwei Hauptforderungen einzuhalten: 1. Das Futter muß den Vögeln jederzeit in bester Beschaffenheit und besonders bei schroffem Witterungswechsel, wie Wirbelschnee, Rauhreif, Regen und Glatteis zugänglich bleiben. 2. Das Futter darf nicht verlorengehen oder verderben, sondern muß bis zum letzten Rest ausschließlich den Vögeln zugute kommen.

Das Futter muß durch ein Dach geschützt werden, das an allen Seiten bis zur Höhe des Futtertisches herabreicht. In landwirtschaftlichen Betrieben, Siedlungen usw. wird sich ein derartiger Futterplatz leicht unter einem Scheunen- oder Schuppendach, in einer Unterfahrt oder dergleichen schaffen lassen. In Kleingärten kommt oft eine Laube, in einer Stadtwohnung ein Balkon oder eine Veranda in Frage.

Wo solche natürliche Futterstellen nicht vorhanden sind, müssen wir entsprechende Futtergeräte zur Aufstellung oder zum Aushang bringen. Die meisten dieser Winterfutterapparate kann man sich leicht selbst bauen. Sehr einfach und beliebt sind die Meisenfutterglöckchen, die Fettringe sowie die Futterkrippen, die an jeder Wand oder auch vor dem Fenster aufgehängt werden können. Einen größeren Futtervorrat, der regelmäßiges Nachfüllen erspart, können die automatischen Futterkästen aufnehmen; zum Aufstellen im Freien gibt es die verschiedenen Futterhäuser, wobei man die Spatzen durch entsprechende Bekämpfungsmaßnahmen vertreiben muß.

Als Futter kommen vor allem ölhaltige Sämereien, z. B. Hanf, Sonnenblumen-, Gurken- und Kürbiskerne, Mohn und Leinsamen in Frage. Wo einzelne dieser Sämereien nicht zu haben sind, finden sich genug Ersatzfuttermittel, um alle Vögel hinreichend zu füttern. Gern gefressen werden Beeren von Eberesche, Holunder, Weißdorn, ferner Königskerzen-, Wegerich- und Distelsamen, die zu diesem Zweck von Kindern gesammelt werden können. Auch Äpfel- und Birnenkerne sowie für Weichfresser angefaultes Obst und Mohrrüben können verfüttert werden, doch verwende man weder Brot noch Kartoffeln, da diese leicht sauer werden und dann gesundheitsschädlich sind. Die Aufstellung einer Vogeltränke im Winter ist überflüssig, die Vögel finden genügend Gelegenheit, ihren Durst zu stillen.

Diplomlandwirt Dr. Wilhelm Engelbart.

Weihnachtstage in den Deutschen Alpen

Von Regierungsrat Dr. Friedrich Morton

Mit eigenen Lichtbildern



Alte Nürnberger Model.

Seit Tagen schneit es ununterbrochen. Die weichen, weißen Flocken werden auf den Bergrücken oben zu riesigen Leintüchern; sie machen im Tale unten die Rauchfänge und Bäumchen zu vermummten Gestalten, die unter schwerer Last gebückt dahinschreiten. Sie kleben an den jähen Felswänden, sie überziehen das blinkende Eis der Bäche, sie klettern als flimmernder „Anhang" mit den Lärchen und Zirben zu Kämmen und Graten empor.

Das richtige Dezemberwetter! Die Männer sind auf einmal froh. Endlich Schnee, endlich Zugwetter! Die großen Schlitten werden überholt, die Anhängkeile überprüft, die Eisenketten und Sapeln werden bereitgestellt. Und eines Morgens scheint die Sonne, klirrt der Frost! Milliarden von Schneekriställchen glitzern in eitler Luft. An den Felsabstürzen wachsen die grünlichen und weißen Eiszapfen, auf den Hecken tut es ihnen der Rauhreif nach. Der Eisvogel sitzt am Schollenrande und zeigt die Farbenpracht eines Kolibris. Die Wasseramsel wiegt sich auf einem Stein, den Wasser umsprüht. Blitzschnell taucht sie unter, läuft auf dem Schotter des Grundes dahin.

Eine ganze Kette von Männern keucht bergan. Steil ist die Leiten und schwer die Zuglast. Die Schaufel muß mit, um den Holzzaun freizukriegen, der Sapel, das schwere Eisenzeug, der Schlitten. Sausend geht es bergab. Hochbeladen mit Buchenholz ist der Schlitten. Hinten werden auf der Schneebahn noch ein paar feste Dralinge nachgezogen. Zweimal, dreimal geht es bergan, zweimal, dreimal wird mit dem Tode im Nacken die Talfahrt angetreten.

Ein Ritter als Lebkuchenmodel.



Daheim ist es urgemütlich. Im grünen Kachelofen prasseln die Scheiter. Ihr flackernder Schein erfüllt die kleine Stube, kommt in die Winkel, wo Märchen und Sagen hausen, zuckt über das Fenster, in dem der Gimpel seinen Winteraufenthalt genommen hat, dringt durch die duftenden Latschenzweige und wirft riesengroße Nadeln an die weiße Decke. Die große Holzschüssel ist voll mit heißem Tee. Ein Puderl Rum ist auch dabei. Wohlig liegt sich's auf der breiten Ofenbank, Wärme belebt die steif gewordenen Glieder.

Doch der Tag ist noch nicht zu Ende. Im Tale, das von ungeheuren Wänden umfaßt wird, lockt eine lange, spiegelglatte Eisbahn. So werden denn noch spät am Nachmittag die schweren Eisstöcke geschultert. Stundenlang stehen sie dann in der klirrenden Kälte, schwingen die Stöcke, sehen ihnen noch halb gebückt, voller Spannung nach, erfüllen mit Lärm und Lachen die Winterlandschaft. Der Mond ist bereits da. Sein Licht rieselt über die Felsen und Wände. Riesenhaft stehen die Berge und sehen auf die lebensfrohen Menschen hinab. Neune wirds, zehn Schläge hallen durchs Tal und noch immer wird gespielt.

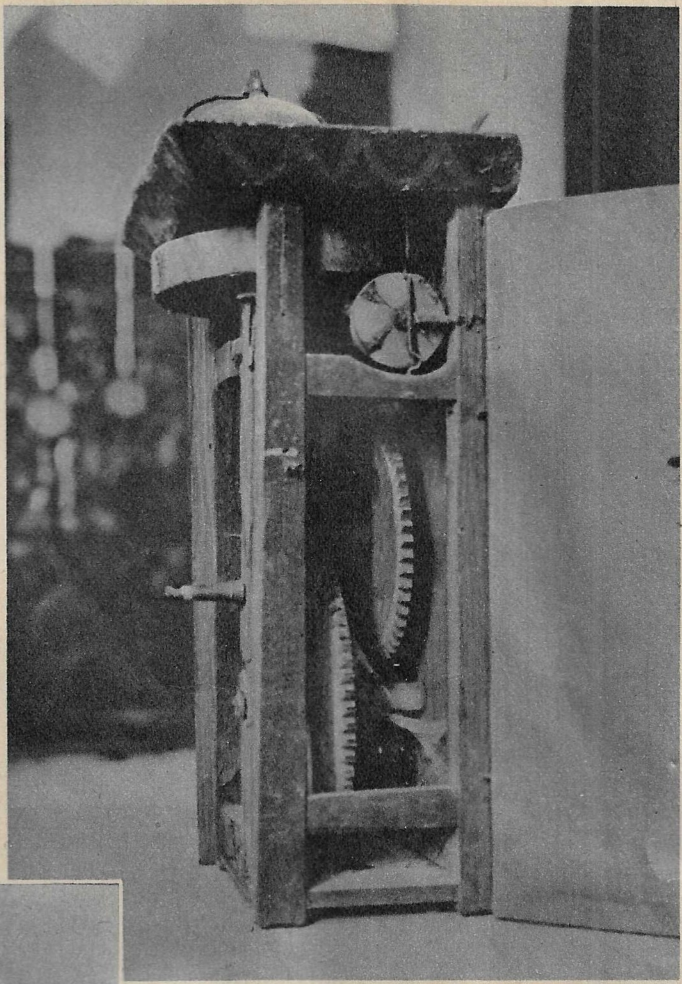
Immer näher rückt der Tag der Wintersonnenwende. Viele, viele Häuser sind schon seit Wochen ohne

einen einzigen Sonnenstrahl. Zu nahe stehen sie bei den Bergen. Jedes Haus hat seinen eigenen Sonnenkalender. Der eine sieht zehn Tage keine Sonne, der andere muß sie durch drei Wochen vermissen, der dritte entbehrt sie gar durch zweieinhalb Monate. So ist die Wintersonnenwende ein Ereignis. Heute, nach dem Siegeszuge der elektrischen Beleuchtung, weniger als früher. Schon unsere Ururvorfahren gaben der Wende des Sonnenwagens Leben und Gestalt. Die Menschen der Vorzeit, die in unseren Alpen dem Salze nachgingen, schufen die Fibeln mit der Doppelwendel. Sie leuchtete in ihrer Bronze wie Gold und versinnbildlichte die Umkehr des Sonnenwagens.

Die alte Holzuhr tickt und zählt nimmermüde die entfliehende Zeit. Alles an ihr ist aus Holz.

„Die Zoager wackeln, die Gwichtschnur rutscht,
Es geht ihr woltern schlecht.
Und do no arbeit s' fleißig fort
Und moant, sie macht's no recht."

Auf dem Bergbauernhofe herrscht Festesstimmung. Elektrisches Licht hat noch nicht den Weg in die Einschicht genommen. Aber schöne, altdeutsche Kerzen gibt es, die ein Wachszieher in der nächsten Stadt nach Anweisungen seiner Nürnberger Urvorfahren noch heute kunstvoll formt. Die Bäuerin betätigt im Dezember jene Kerzenpresse, die schon vor einem Jahrhundert den Menschen das Licht gab. Und wundervolle Holzmodeln werden aus einer Schachtel, die ein Jahr lang auf dem Dachboden ruhte, hervorgeholt. Da gibt es trutzige Ritter, denen Mut und Kampfesfreude anzusehen sind, da deren ehrsame Frauen. Auch die vielstrahlige Sonnenscheibe begegnet uns wieder! Nach uralten Rezepten

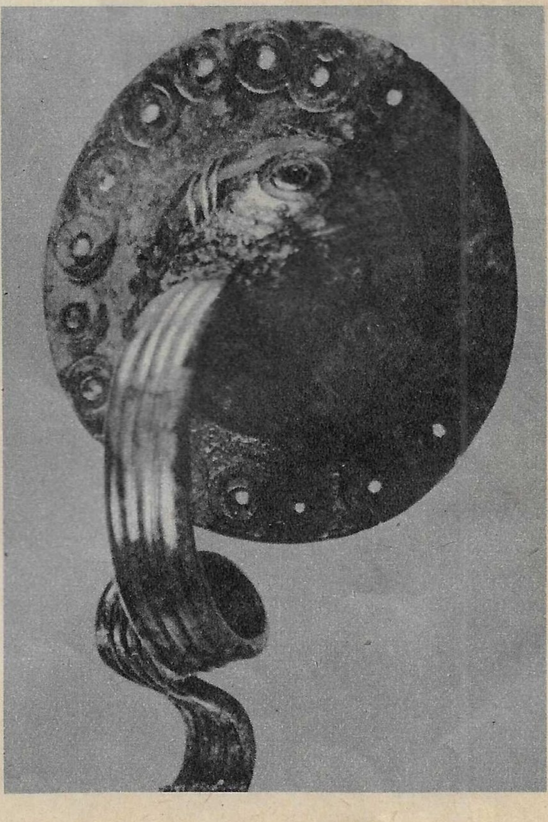


Im Bauernhaus tickt seit Jahrhunderten die alte Holzuhr.



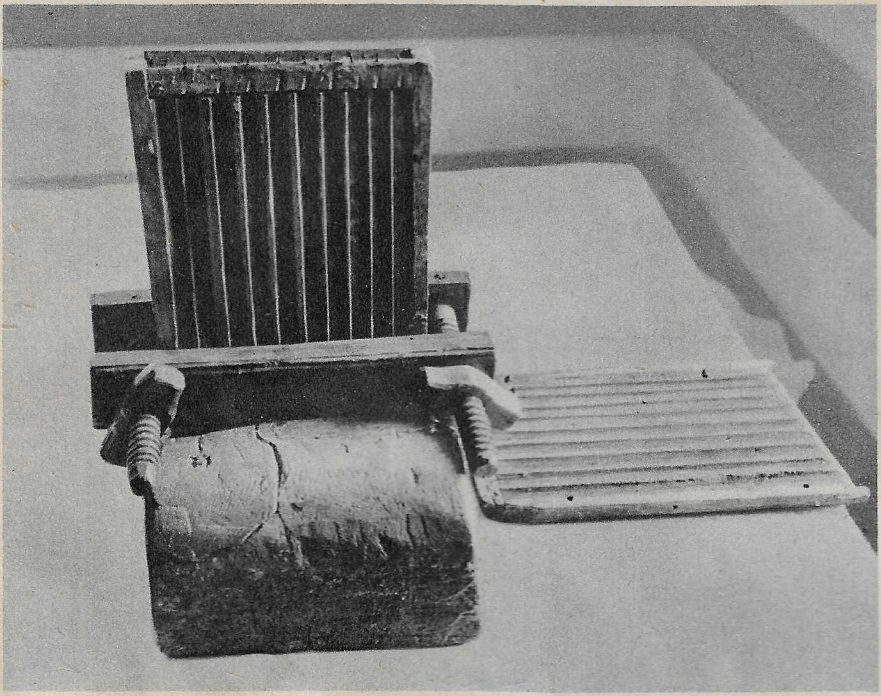
Uralte Leuchtformen im Bergbauernhof.

Hallstattzeitliche Bronzefibel.



werden die Lebkuchen gemacht und erfüllen mit ihrem Dufte die Stube. Auch viele andere Modeln haben jetzt ihre Zeit. Aus fünfteiligen Buttermodeln mit Hirschen und Gemsen und dem deutschen Herzsymbol gehen goldgelbe Butterstöcke hervor. Andere finden beim Backwerk Verwendung. Der Muskatnußreiber muß herhalten und vieles andere.

Einen besonderen Leckerbissen stellen für die Feiertagstafel die geräucherten Fische dar. Die ausgenommenen Fische werden durch zwei Querstäbe und einen Längsstab gespreizt und dann der Reihe nach auf einen langen Stab aufgereiht. Dann wandern sie auf einige Stunden in den Räucherofen und kommen als öltriefende, köstlich schmeckende Festspeise heraus. Auch riesige Stererbrote gibt es, Laibe, die oft einen Durchmesser von einem halben Meter aufweisen. Die



Alte hölzerne Kerzenpresse.

Dienstboten bekommen den Teig und können selbst hineingeben, was ihnen am besten schmeckt. Die erste Dirn arbeitet am Backtrog, die anderen helfen beim Kneten und Füllen.

Das ganze Haus ist von Wohlgerüchen durchzogen. Es gibt Honigkrapfen und Schweinernes, geselchte Fische und Muskatglühwein. Gimpel und Kreuzschnabel im Fenster kommen gar nicht zur Ruhe. Die Stimmung wirft immer höhere Wellen. Die Dirnen müssen sich derbe Späße gefallen lassen. Kraftspiele müssen her. Das Hackelziehen und Hosenrucken, das Niederknien zweier Männer auf dem Boden, das Umfassen der Hälse mit einem Hosenriemen, das Hin- und Herziehen über den blankgescheuerten Lärchenboden, der „Steckentanz" und manch anderer Schabernack.

Unterdessen wächst draußen der Rauhreif und baut an einer Märchenlandschaft. Die Weiden werden zu nickenden Silbersträußen, die Schlehensträucher und Berberitzen tragen sechseckige Riesenkristalle, der See friert fast ganz zu und hat nur am Sonnenufer ein paar kleine Stellen frei, in denen schwarze Bläßhühner, kleine Zwergsteißfüße und zwei stolze Schwäne letzte Zuflucht gefunden haben.

Eiszapfen brechen, fallen klirrend. Rauhnachtschüsse donnern und rollen von Wand zu Wand. Wintersonne liegt über dem Berglande. Im Tale ist es grimmig kalt. Nebel schleichen mit tausend Armen über den „Boden".

Mit ihren Bretteln ziehen die Älpler aus, der Sonne entgegen. Höher, immer höher kommen sie hinauf. Die ersten Zirben werden erreicht. Tief unten liegt das Tal. Warme Sonne liegt prall auf der kristallenen Winterdecke. Pfeilschnell sausen die Skifahrer über den stäubenden Hermelinmantel des Winterkönigs.

Dann rasten sie bei einem Felsüberhange. Gierig saugt der lichthungrige Körper die Hochgebirgssonne in sich auf. Wärme, Licht, Sonne, verschneite Gletscher, weiß angestäubte Zinnen, Berge, ringsherum nichts als glitzernde Berge unter kristallklarer Himmelskuppel. Heute sind auch unsere Älpler Sonnensucher geworden, heute feiern sie inmitten ihrer winterlichen Bergesherrlichkeit ihre deutsche Weihnacht.

Bühne und Leben

Ein buntes Mäntelchen, ein bißchen Schminke und Puder, und schon — kann man dem Publikum die Wahrheit sagen. Ungeschminkte Wahrheiten vertragen die wenigsten.

*

Mancher, vom Schicksal mit einer Hauptrolle beteilt, spielte sie nur deshalb so schlecht, weil zu viele soufflierten.

*

Auf der Bühne und im Leben — der Erfolg liegt in der richtigen Besetzung.

*

Des Lebens Trauerspiele rollen meist hinter den Kulissen ab, Komödien dagegen auf der Bühne.

*

Darin zeigt sich oft die Kunst des Schauspielers, daß er aus der Rolle mehr herauszuholen vermag, als der Autor hineinlegte.

*

Wer aus der Rolle fällt, fällt meist unangenehm auf und manchmal — durch.

*

Der rote Faden in den meisten Tragödien — das Weib. Die lächerlichste Figur im Lustspiel — der Mann.

*

Es dürfte wohl mehr Charakterdarsteller geben als Charaktere.

*

Den Ausspruch: „Das Leben ist eine Komödie" hört man am öftesten von jenen, die das Schicksal mit traurigen Rollen beteilte.

*

Wer sich brüstet: „Ich biete jeder Kritik die Stirne!" erwartet bestimmt, daß er bekränzt wird.

*

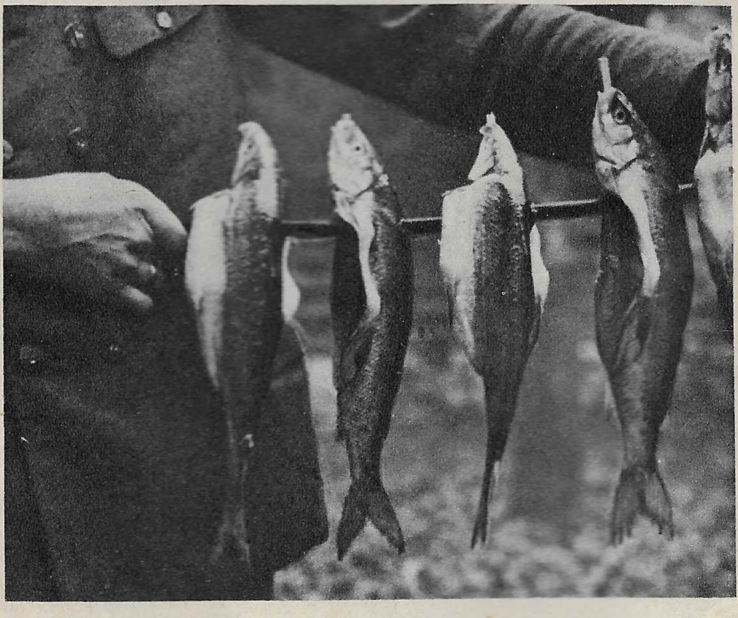
Es ist nicht alles gut, was beklatscht wird.

*

Die Bühne des Lebens kennt keine Zuschauer, nur — Mitwirkende.

Rudolf Jenewein.

Fische werden zum Räuchern vorbereitet.



Ein Volkstag im Bregenzerwald



Das Trachten- und Brauchtumsfest in Bezau, 19.–20. Oktober 1940

Von Dr. Otto Scheyer

Mit Aufnahmen von Marian Schwabik

Eine kleine Bezauerin in der Heimattracht.

Unten:

Junge Wälderinnen („Schmelzele") in ihrem eigenartigen Kopfschmuck.

Wohl jedem Kenner Vorarlbergs ist die Eigenart der Bregenzerwälder bekannt. Was sich jedoch auf diesem schönen Trachtenfest dem Besucher offenbarte, war mehr als nur sehenswert und hat manche tiefsinnige Betrachtung über die so oft gebrachten Begriffe Volkstum und Brauchtum angeregt. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß dieses Trachtenfest einen wesentlichen Beitrag zur Hebung des Trachtenwesens überhaupt geleistet hat. Daß allen, die nach dem idyllischen Bezau gekommen waren, dieser Tag zu einem schönen Erlebnis wurde, das unvergeßlich bleiben wird, ist wohl darin begründet, daß man in diesem herrlichen Bergwinkel eben jene unverfälschte, echte Bodenständigkeit vorgefunden hat, die nicht durch geschulten Drill entstanden ist, sondern in der alten, volkstümlichen Überlieferung ihren Ursprung hatte.

Gerade nach dem Durchleben der Nachkriegsjahre ist uns das Aufleben des Trachtenwesens eine besondere herzerquickende Feststellung, die in Bezau eine erneute Festigung und ein Bekenntnis zu der Überlieferung fand. Denken wir an die Jahre, in denen man dem deutschen Volke alles das als gut und erstrebenswert vorspiegeln wollte, was dem deutschen Wesen völlig fremd war. Verlacht wurde von jüdischen Volksvergiftern das, was Generationen vor uns ein ehrwürdiges Vermächtnis war. Die Führung der Massen, die vielfach in den Händen artfremder, gewissenloser Volksvertreter lag, wurde bewußt darauf ausgerichtet, gerade jenen tiefen, ehrlichen und altüberlieferten Glauben an die Vergangenheit zu zerstören oder zumindest zu verflachen. Alle Mittel, die dem Volke hätten die Wahrheit aufzeigen können, waren in den Händen jener, die sich die Vernichtung des deutschen Volkes zum Ziele gesetzt hatten. Daß in einer solchen Zeit kein Raum für jene alten Volkstumbräuche war, ist selbstverständlich.

Der Bauernstand, bis an den Rand des Verderbens gebracht, verlor seine alte stolze Haltung. Er wurde vom Staate in keiner Weise geschützt und manche Bauernhöfe, die jahrhundertelang vom Vater auf den Sohn vererbt wurden, wechselten die Besitzer. Die Staatsführung erkannte es nicht, daß hier ein Vorgang eingeleitet wurde, der nicht nur materiellen Schaden brachte, sondern einer ganzen Volksschichte jenen unvergleichlichen seelischen Halt nahm, von dem der Staat letzten Endes stets den größten Nutzen gezogen hatte. Der Bauernstand gab dem deutschen Volke zu allen Zeiten, in denen der Staat sich um seinen Bestand sorgte, Söhne und Töchter, die der Nation alle Ehre machten.





Reizvolle Wälder-Trachten im Festzug vor dem Gauleiter Franz Hofer.

Der ewige Blutquell unseres Volkes hat auch nach dem großen Weltkriege wieder seine Aufgabe erfüllt, trotz schwerster Opfer, die ihm auferlegt wurden. Wie zum Zeichen der tiefen Trauer verschwanden beinahe in dem Land der „freien Demokratie" die Trachten, verschämt wurden sie in alte Truhen gebettet. Der Bauer hatte keine Zeit sich zu schmücken, die Bäuerin zu große Sorgen, um Freude an den farbenprächtigen, schönen Volkstrachten zu haben, die von manchen irregeleiteten Kreisen der Lächerlichkeit preisgegeben waren.

Mit dem Nationalsozialismus ist die Abkehr von der rein materiellen Auffassung Wirklichkeit geworden. Das deutsche Wesen fand seine Läuterung und mit aufrichtiger Freude wurde gerade dieser Wandel von unserem Bauerntum miterlebt. Der Führer hat dem deutschen Bauerntum wieder jene Lebensfreude gegeben, die ihm einst zu eigen war. Er war es, der ihm durch bewußte Förderung seiner Eigenart wieder den starken Glauben an die Zukunft gab, jene Zuversicht, die der Bauer in seinem Inneren tragen muß, um seine schwere Arbeit für das ganze Volk segensreich zu gestalten. Das Brauchtum wurde wieder aufgenommen und hat im höchsten Gebirgstal wie auf den weiten Ebenen im Norden jene unersetzliche Arbeit für die Formung der deutschen Seele übernommen.

Welch eine Kraft in diesem Glauben an die Heimat ruht, das konnte der Trachtentag in Bezau klar aufzeigen. Erhebend war der Anblick dieser Bewohner des Bregenzerwaldes, die ihre Tracht mit dem ungebeugten Stolz freier deutscher Bergbauern trugen. Wenn nun die Tracht in allen deutschen Gauen wieder stärker Eingang ins Volk findet, so ist dies eine erfreuliche Tatsache.

Im Bregenzerwald jedoch ist die Tracht nie verschwunden. Hier lebt ein Geschlecht, das über alle Wirren der letzten Jahrzehnte hinweg den starken inneren Glauben an die Heimat nicht verloren hatte. Die „Wälder" können ruhig als Pioniere auf diesem Gebiete angesprochen werden, denn sie haben zu keiner Zeit und Stunde ihre Eigenart verleugnet oder auch nur ihrem Wesen Fesseln angelegt. Die großen Männer und Frauen, deren Wiege im Bregenzerwald gestanden, zeugen davon, welchen Beitrag der „Wald" zur deutschen Eigenart geleistet hat. Das Trachtenfest in Bezau gab uns allen die Gewißheit, daß der deutsche Bergbauer im Reiche Adolf Hitlers mit froher Zuversicht und stolzer Heimatfreude der Zukunft entgegengeht.

Spielzeugzauber – einst und heute

Eine Weihnachtsplauderei von Konrad Haumann

Spielzeug bedeutet dem Kind Leben und Welt. Es dient seiner ersten, sehr ernsthaften Beschäftigung, die es von Jahr zu Jahr immer tiefer verwachsen läßt mit dem wirklichen Leben. Das Kind spielt geschäftig „Kaufmann" mit dem kleinen Kaufmannsladen, es ist liebevolle Mutter inmitten seiner Puppenwelt, die ersten Bauklötze werden zur Eisenbahn und bringen das dampfende, schwarze Wunder ins Spielzimmer, mit den Bleisoldaten lebt es sich in die bunte Welt der Soldaten hinein. Spielzeug ist des Kindes Welt im Kleinen. Weil Weihnachten neues buntes Spielzeug unter den strahlenden Lichterbaum legt, darum wird die Bescherungsstunde mit jener glühenden Sehnsucht herbeigewünscht, die wir alle als Kinder selbst gefühlt haben.

Nicht nur den Kindern unsrer Zeit zaubert das Spielzeug die große Welt herbei. Spielzeug ist wohl so alt wie die Menschheit selbst. In deutschen Landen beginnt die Geschichte des Spielzeuges mit einfachen Beigaben, die in vorgeschichtlichen Kindergräbern gefunden werden. Aus dem 12. Jahr-

hundert zeigt uns ein Bild zwei Kinder, die zwei durch Faden beweglich gemachte Ritter auf dem Tisch miteinander kämpfen lassen; diese beiden Ritter dürfen wir als die Urahnen des Soldatenspielzeuges ansehen.

Nürnberg ist die älteste deutsche Spielzeugstadt. Um das Jahr 1400 wird hier der erste Puppenmacher erwähnt, „Dockenmacher" genannt. Von Nürnberg aus gingen dann zahlreiche Spielwaren in alle Welt, wie ein alter Spruch besagt: „Nürnberger Tand geht durch alle Land." Ein königliches Spielzeug für einen sächsischen Kurprinzen im Jahre 1572 war eine Jagd mit allerlei Getier, während seine Schwester einen Hühnerhof erhielt sowie Puppenküche mit Möbeln und Zinngeschirr. Nach dem Dreißigjährigen Krieg ist auch Oberammergau als ein bedeutender Platz für Holzspielwaren zu nennen. Im 17. Jahrhundert beginnt die Holzspielzeugherstellung auch im Erzgebirge, und zwar in Grünhainichen und Seiffen. Sonneberger bauen mit den Nachbildungen von Nürnberger Planwagen, die auf den Landstraßen vorüberzogen, ihre Spielzeugindustrie auf. Heute ist die Spielwarenfabrikation einer der bedeutendsten deutschen Produktionszweige.

Den Wandlungen des Lebens in jeder Form ist das Spielzeug stets gefolgt. Erinnern wir uns noch unseres eigenen Kinderspielzeuges aus der Zeit der Jahrhundertwende, wo



Scharf knallt die lange Peitsche („Karbatsche") durch die Luft.

Unten:
Aufgepackte Saumpferde im Bezauer Festzug.



Holz- und Anker-Steinbaukasten, Pferd, Laubsägekasten, Burg und Bleisoldaten, erzgebirgische Spielschachteln, „Schäferei" genannt, Eisenbahn und einfaches mechanisches Spielzeug die Hauptrolle spielten.

Und heute? Das ganze moderne Leben in seiner erstaunlichen Technik, seinem gewaltigen Verkehr, Wehrmacht, Politik, Mode, nationalsozialistischem Aufbau spiegelt sich entsprechend auch in den Miniaturgebilden des modernen Spielzeuges. Selbst der Weltpolitik im Zeichen des Versailler Diktates schien das Kapitel „Spielzeug" nicht zu unbedeutend, wurde uns doch in Versailles die Herstellung von — Bleisoldaten verboten!

Wieviel verschiedene Arten von Spielzeug mag es wohl heute geben? Auf diese Frage gab eine der letzten Leipziger Frühjahrsmessen, als das größte „Spielzeugschaufenster der Welt", eine beredte Antwort: Da waren über 350.000 verschiedene Muster von Spielzeug ausgestellt. Dreihundertfünfzigtausend Spielzeugmuster! Niemand macht sich wohl einen Begriff, welche unerhörte Vielfalt von Erfindungsfreude, Unternehmungsgeist, Fleiß und Arbeitskraft von Erfindern, Fabrikanten und Heimarbeitern sich in dieser phantastischen Zahl widerspiegelt, deren wirtschaftliche Bedeutung ja nicht nur die Spielzeugindustrie, sondern auch Nebenzweige, Rohstoffproduktion u. a. spüren. Im Thüringerwald gibt es z. B. Dörfer, die nur Schachteln herstellen für Spielzeug und Weihnachtsbaumschmuck des Sonneberger-Lauschaer Kreises. Die ganze Welt wird mit deutschem Spielzeug beliefert: 56 Länder bezogen z. B. im ersten Halbjahr 1938 Kinderspielzeug aus deutschen Werkstätten.

Nürnberg-Fürth ist seit dem Mittelalter der Lieferant des technischen Spielzeuges. Die mechanisch aufziehbare Eisenbahn hat heute ihre technische Vollkommenheit in elektrisch betreibbaren Eisenbahnen gefunden, für die die neuesten Modelle der Deutschen Reichsbahn Vorbild sind, etwa



Wie gut steht dir unsere Wälder-Tracht!

D-Züge mit Stromlinienlokomotiven u. a. m. Sind in diesen Personenzügen Schlaf- und Speisewagen nicht vergessen, so führen die Güterzüge die modernsten Transportwagen wie Kühl-, Kabel-, Kran- und Kippwagen mit.

Von elektrischen Stellwerken aus können ganze große Eisenbahnanlagen bedient werden, können sogar Züge mit verschiedenen Geschwindigkeiten verkehren. Der Bahnhof unserer Zeit mit allen technischen Neuerungen ist Spielzeug geworden, das an Naturtreue fast nichts zu wünschen übrig läßt. Das Spielzeugauto in Tausenden von Arten und Größen beherrscht im Zeitalter der Autobahnen natürlich ebenfalls das spielende Kind, das seine Autos auf Nachbildungen der Autobahn fahren läßt.

Besonders aber beherrscht wehrtechnisches Spielzeug die Stunde. Die ganze Wehrmacht marschiert im Spielzeug nicht nur auf, sondern es gibt da auch Drahtverhaue, Unterstände, Handgranatenwerfer, Verwundete — Krieg in realistischen Formen, wie er sich heute abspielt. Dazu gehören Flak, Panzerwagen, Bomber, Schlachtschiffe.

Das Neueste auf diesem Gebiet sind sich wirklich vernebelnde Tanke und elektro-ferngesteuerte Panzerwagen, die der Wirklichkeit sogar noch etwas voraus sind! Selbst die Kieler Förde mit all ihren Fahrvorschriften und Seezeichen, ein Spielzeug, aus dem die blonden Jungen der Waterkant spielend zu erfahrenen Seebären werden, war als Spielzeugmuster auf der Leipziger Messe zu sehen.

Die Knaben von heute begnügen sich nicht mit dem einfachen Aufstellen ihrer Spielschachteln oder dem mechanischen Aufziehen von Fahrzeugen, sie wollen das alles selbst bauen! Ihrer Bastelfreude kommen die Metallbaukasten entgegen, die ihnen nicht nur Hunderte von technischen Konstruktionen ermöglichen, sondern auch für allerlei Fahrzeuge wie Autos, Flugzeuge u. a. die einzelnen Bestandteile in ihre Hand geben. Spielend findet der Junge als Monteur und Fahrzeugbauer in die große Welt der Technik Einlaß.

Für das Kleinkind schafft das Kunstgewerbe geschmackvolles Spielzeug in bunter Farbenfreude. Hier wird bewußt von der allzu genauen Realistik der Spielzeuge für größere Kinder abgewichen; man führt die Spielzeuge auf einfachste Grundformen zurück, seien es Tiere, Fahrzeuge, Baukasten. Die Phantasie des Kleinkindes soll durch das Spielzeug angeregt, sein Formen- und Farbensinn geschult werden.

Auch die Weihnachtskunst nimmt im kunstgewerblichen Spielzeug breiten Raum ein. Erinnert sei nur an die entzückenden Weihnachtssachen in tausend Spielarten aus dem Erzgebirge.

So war und ist Deutschland die große „Spielzeugwerkstätte“ für viele Länder, denn die Erzeugnisse von Nürnberg, Seiffen und Sonneberg genießen Weltruf.



Das Modell des alten Rathauses auf der Bezegg im Festzug.

Das wirkliche Rathaus stand auf vier Holzsäulen; die Ratsherren mußten sich auf einer Leiter zur Sitzung begeben. Dann wurde die Leiter weggezogen und erst wieder angelegt, wenn die Gemeindeväter endgültige Beschlüsse gefaßt hatten.



Die Trauertracht der Wälderinnen mit den seltsamen weißen Kopftüchern, „Stucha“ genannt.

Tirolische Motive in der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940

VON KARL PAULIN



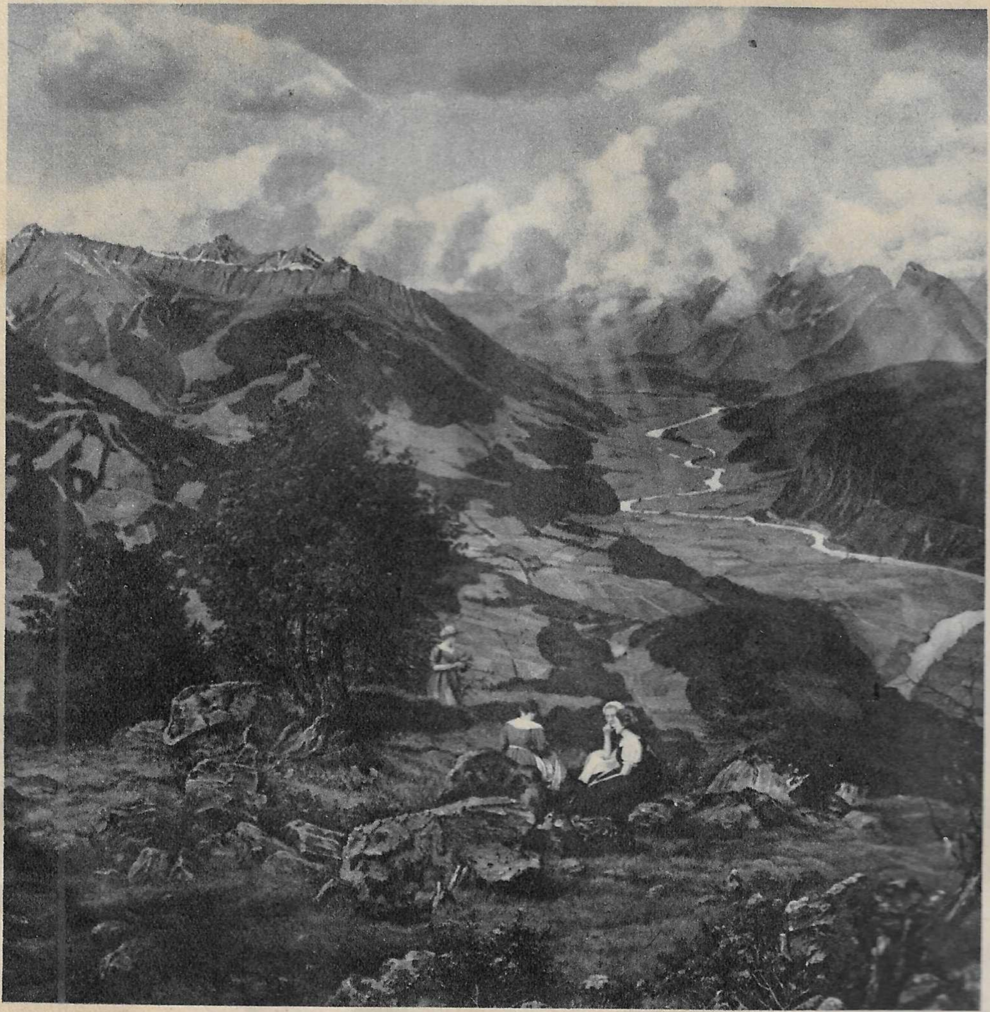
Eduard Thöny: Tiroler Bauern. Farbige Zeichnung.

Wer mit aufgeschlossenen Sinnen die Säle der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940 im Hause der Deutschen Kunst zu München durchschreitet, dem werden im Rahmen dieser großartigen Gesamtschau unserer Gegenwartkunst, die rund 1400 Werke umfaßt, auf dem Gebiet der Malerei bald Landschaft und Volksleben als Hauptgruppen auffallen.

Das Volksnahe unserer heutigen Kunst rückt das deutsche Land und seine bodenständigen Menschen in das Gesichtsfeld des Künstlers, der wieder, wie einst die alten deutschen Meister, sich in die Natur versenkt und ihr Spiegelbild in höherer Wirklichkeit zu gestalten strebt.

Tirol, das in aller Welt durch seine landschaftliche, hochalpine Schönheit berühmte Land der Berge, das der Führer selbst „einen glanzvollen Stein in der Krone des Reiches" genannt hat, lenkte von jeher die Aufmerksamkeit der Künstler auf sich, stellt doch die Urwelt der firngekrönten Alpen ein einzigartiges, unerschöpfliches Stoffgebiet dar. So sehr nun auch in der fast unübersehbaren Fülle von Gemälden und Graphiken der diesjährigen Deutschen Kunstausstellung die einzelnen Bilder und Blätter zurücktreten, so finden wir doch mit dem geschärften Blick, der die Heimat und ihr künstlerisches Abbild sucht, eine Reihe von tirolischen Motiven, denen wir eine kurze Übersicht widmen wollen.

Tiroler Landschaft, bäuerliches Leben und heimische Siedlung sind es, die uns immer wieder zwischen den Bildern aus anderen deutschen Gauen auffallen und fesseln. Welch prächtigen Ausschnitt bietet Eduard Thöny in seiner meisterlichen farbigen Zeichnung „Tiroler Bauern". Wie der alte Sarner sein Reggl (kurzes Pfeifchen) anzündet, das Schwefelhölzchen



Frieda Kniep: Das Oberinntal vom Patscherkofel gesehen. Öl.

mit der mächtigen, wie aus Fels gehauenen Rechten vor dem Luftzug deckend, das ist so charakteristisch für unsere Bergbauern, daß wir unsere helle Freude daran haben.

Ein anderes Gesicht eines Älplers, dessen Züge ein langes, arbeitshartes Leben im Kampf ums karge tägliche Brot, in zähem Ringen mit Sonne, Wind und Wetter gegerbt und gemeißelt hat, zeichnet Alfred Kitzig mit naturalistischer Treue in seiner Kreidezeichnung „Alter Tiroler Bauer". Und wie warm und anheimelnd wirkt Erwin Puchingers Ölbild „Der Besuch". Wir sind mitten in einer Osttiroler Bauernstube, die sich in ihrer ganzen Tiefe dem Blick öffnet; den Vordergrund füllt das Bild einer Bäuerin in der schlichten heimatlichen Tracht aus, die, ihr „Gitschele" mütterlich haltend, zum Besuch bei der Basl eben angekommen ist.

Wie viele Tausende, die zu Fuß oder mit der Seilbahn den Patscherkofel besuchten, haben schon den herrlichen Fernblick in das Oberinntal bewundert. Frieda Kniep hat diese wundervolle Schau in einem von sonnigen Lichtern überglänzten Ölbild „Das Oberinntal vom Patscherkofel gesehen" eingefangen.

In das westliche Tirol führt Sepp Meindls herbstlich abgestimmtes Gemälde „Lermoos mit Wetterstein". Lastende Wolken verhüllen den Gipfelgrat des mächtigen Gebirgsstockes, nur die kantigen Felspfeiler, welche die Stützen der österreichischen Zugspitzbahn tragen, bleiben sichtbar. — „Winter im Tannheimer Tal" nennt der gleiche Künstler ein anderes Bild, das die schwermütige, landschaftliche Schönheit dieses unberührten Tiroler Winkels im Zauber des Winters mit zartem Pinsel wiedergibt.

In die Welt des Wilden Kaisers versetzt uns der aus Schwaz gebürtige Tiroler Maler Alois Pfund in seinem Gemälde „Morgensonne im Wilden Kaiser". Über den gigantischen Gipfeln und Felskämmen liegt strahlendes Frühlicht, das der grauen Felsenöde geheimnisvolles Leben einhaucht. — Ein anderer bekannter Maler, Oskar Mulley, der viele Jahre im Bann des Wilden Kaisers, in Kufstein, gelebt und künstlerisch gewirkt hat, bietet in seinem „Einsamen Hof" ein auch in der Farbengebung besonders anziehendes Bild, das realistische Wirklichkeit mit dem dämonischen Zauber der Berge verbindet.

Aus dem Traum jedes Bergsteigers, dem Felsgarten der Dolomiten, hebt Ferdinand Spiegel seine im Alpenglühen leuchtende „Dolomitenlandschaft". Mächtig wölbt sich die Felsenbrust der Santnerspitze aus dem steinernen Gewoge des



Sepp Meindl: Lermoos mit Wetterstein. Öl.

Schlern, der wie eine geisterhafte Burg in die abendliche Luft ragt. — Ziehendes Gewölk umschwebt und umflattert die „Tofana", ein anderes Prunkstück der Dolomiten, das Hanns Maurus in einem wirkungsvoll gestalteten Ölgemälde, das die Gegensätze Fels, Wald und See harmonisch verschmelzt, verherrlicht.

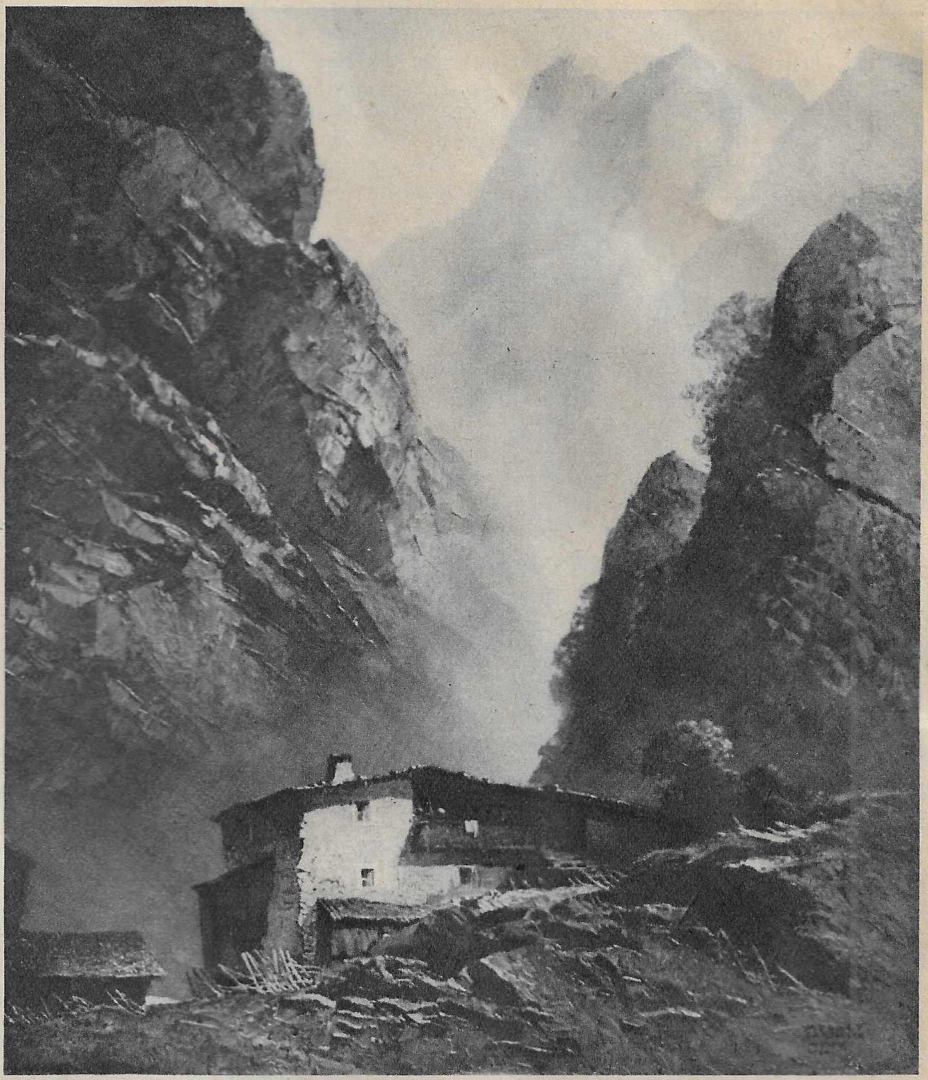
In die Zeit, da tapfere Landessöhne im Weltkrieg ihre engere Heimat unter Einsatz ihres Lebens verteidigten, führt uns Franz Thieles „Tiroler Landesschützen 1916" zurück, das einen Ausschnitt aus den Kämpfen im Ortlergebiet darstellt.

Aus der unmittelbaren Gegenwart, die unter Einsatz aller Volkskräfte die Grundlagen unserer Zukunft legt, schöpft Erich Mercker sein Bild „Tirol baut auf"; der Bogen einer werdenden modernen Brücke wölbt sich über einen Gebirgsfluß.

Carl Ederer, dem wir schon auf der vorjährigen Kunstschau mit seiner „Ländlichen Szene" begegnet sind, erfaßt in seinem Bild „Am Brunnen" in unübertrefflicher Lebenstreue einen Blick in ein Tiroler Dorf, der insbesondere die architektonische Eigenart unserer bäuerlichen Wohnstätten aufzeigt. — Franz Eichhorst hat mit besonderer Liebe einen holzgebauten „Osttiroler Bauernhof" gestaltet und mit einer ländlichen Szene am Weggatter verbunden.

Wie eine Huldigung unserer Künstler an das geliebte Land mutet der farbenbunte, mit großer Einfühlung in das Leben der Blumen gemalte Strauß an, den Hanns Bastanier als „Erinnerung an Tirol" gemalt hat.

So leuchten auch die Farben Tirols in dem mächtigen Mosaikbild der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940 und verkünden Schönheit und Eigenart dieses Alpengaues. Wir hoffen, daß in künftigen Jahren nicht nur tirolische Motive berücksichtigt werden, sondern auch tirolische Künstler ihren aus alter Überlieferung geschöpften Rang und Ruf im Rahmen der Großen Deutschen Kunstausstellung bewähren können.



Oskar Mulley: Einsamer Hof. Öl.



*

Die zu diesem Aufsatz gehörenden bis Seite 23 abgebildeten Kunstwerke sind dem Bestand der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1940 im Hause der Deutschen Kunst in München" entnommen. Die Lichtbilder stammen aus der Photokunstanstalt Jaeger & Georgen, München.

*

Sepp Meindl:
Winter im Tannheimer Tal. Öl.

Raphael Donners Jugendliebe

Von Viktor Scheiterbauer

Das Haus des Wiener Lebzelters Hieronymus Leeb war eines der schönsten am alten Mehlmarkte und der Lebzelter einer der reichsten Bürger vom Grund. Das war aber nicht immer so gewesen und nur der Lohn des bienenhaften Fleißes und der Sparsamkeit, die den Lebzelter vor manchem anderen Bürger der Stadt auszeichneten.

Von frühester Jugend an hatte er, beseelt von dem Gedanken, es zu etwas zu bringen, Tausende und aber Tausende knusprigbraune und honigsüße Lebkuchen gebacken: Große Herzen, stolze Reiter, schmucke Musketiere und liebreizende Marketenderinnen. Bei jedem einzelnen hatte er einen Kreuzer oder auch zwei verdient und gespart, ohne sich auch nur die geringste Freude und das billigste Vergnügen zu gönnen. Wenn die andern jungen Leute zum Stelldichein eilten oder in die Vorstädte hinausschwärmten, um in den Buschenschenken den jungen Wein zu verkosten und bei Musik und Sang der Sinnesfreude zu huldigen, stand Hieronymus Leeb unverdrossen in der dumpfen Backstube, knetete goldgelben Kuchenteig, strich ihn in die mannigfaltigen Model und bereitete die bunten Glasuren, welche die braunen Kuchen so prächtig zierten und sie jung und alt begehrenswert erscheinen ließen.

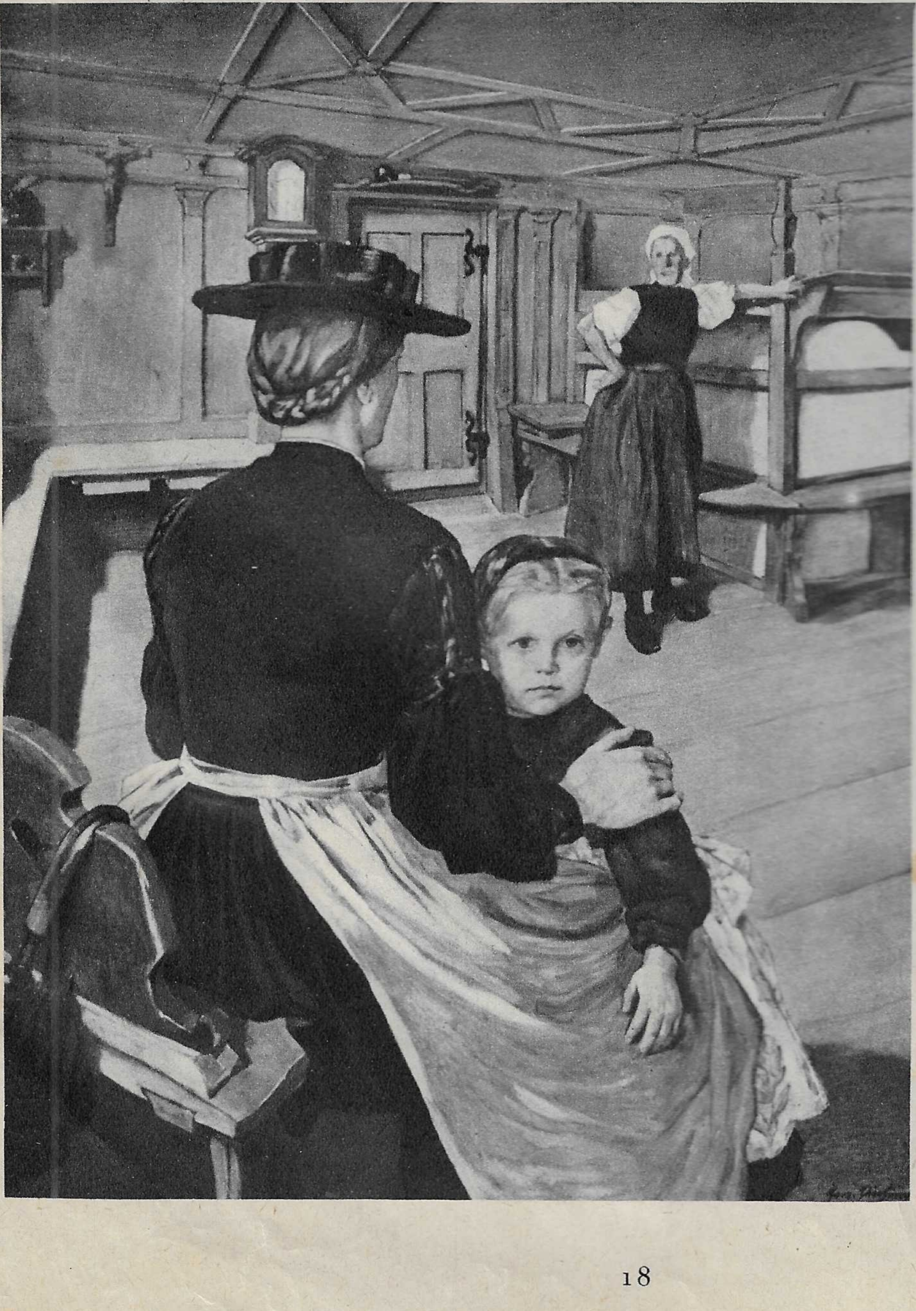
Sein ganzes Leben war mit Arbeit ausgefüllt, ihm blieb wahrhaftig keine Zeit zum Genießen und Feiern. Wenn ihn aber hin und wieder ein Nachbar halb im Spaß und halb im Ernst befragte, ob er denn gar keine Lust verspürte, sich eine Lebzelterin anzuschaffen, meinte er, das habe noch gute Weile; eine Frau sei ein kostspielig Ding und solange ihm die alte Rosalia die Wirtschaft führe, habe er es nicht nötig zu heiraten; auch wäre er noch lange nicht so wohlhabend, daß er sich dies leisten könne. So war er denn, ohne es selbst recht zu merken, ein alter Junggeselle geworden und nicht gerade einer von den armen.

In jener Zeit kam des öfteren eine hübsche Jungfer in seine Bäckerei. Es war dies die Tochter des französischen Coiffeurs Ribeau, der sich in Wien angesiedelt hatte und die Perücken und Frisuren der vornehmen Herrschaften fabrizierte. Die schöne Simone, so hieß die Jungfer, liebte die honigsüßen Lebkuchen und kaufte solange die Herzen, die Meister Hieronymus zurechtmodelte, bis ihr der Lebzelter sein eigenes Herz dareingab und sich ernstlich in die schöne Jungfer verliebte.

Nun ist aber die Liebe, wenn sie einen Mann in späten Jahren befällt, zumeist etwas, was viel Qual schafft, wenig Glück einbringt und zu alledem fast stets zum Verzicht verurteilt wird. Es ist daher anzunehmen, daß auch die späte Liebe des Lebzelters wohl kurz über lang wie eine Herbstrose zum Welken gekommen wäre, wenn nicht gerade zu dieser Zeit Monsieur Ribeau ganz plötzlich das Zeitliche gesegnet und seine Tochter als mittellose Waise zurückgelassen hätte. Dieser Umstand kam Hieronymus Leeb vortrefflich zustatten, und nachdem er der schönen Simone das Blaue



Alfred Kitzig: Alter Tiroler Bauer. Kreidezeichnung.



Erwin Puchinger: Der Besuch. Öl.

vom Himmel versprochen hatte, willigte sie, wenn auch schweren Herzens, ein, seine Frau zu werden.

Hieronymus Leeb hatte allen Grund, mit seiner Wahl zufrieden zu sein. Ganz abgesehen davon, daß Simone eine musterhafte Hausfrau war, verstand sie sich auch auf das Geschäft und ihre bloße Anwesenheit im Laden genügte schon, um die Nachfrage nach den süßen Herzen und hübschen Marketenderinnen zu steigern und den Umsatz nicht unwesentlich zu erhöhen. Da sich bei Hieronymus zu dieser Zeit die ersten Anzeichen des Alters geltend machten und ihm, insbesondere bei kaltem und feuchtem Wetter, das Zipperlein zu schaffen machte, überließ er alsbald die ganze Sorge um das Geschäft seiner tüchtigen Frau, und bald wurde der alte Lebzelter für die Wiener zu einer fast vergessenen Persönlichkeit, die im ersten Stockwerk des Hauses der Ruhe pflegte und die, vielleicht nicht so ganz zu Unrecht, mit einem Hamster verglichen wurde.

In jenen Tagen, man schrieb dazumal das Jahr 1712 nebst den Anfangsbuchstaben der Heiligen-Drei-König-Namen mit Kreide an die Türbalken, kam ein schlanker Jüngling mit hellen Augen und blonden Locken in das Haus des alten Lebzelters und pochte unverzagt an die Türe, hinter welcher Hieronymus im behaglichen Lehnstuhl sein Mittagschläfchen hielt.

Aus dem Schlaf geschreckt und verärgert über die unwillkommene Störung, empfing der Lebzelter den Besuch nicht eben in bester Laune.

„Was führet Ihn zu mir?" fragte der Alte, den Gruß des Jünglings scheinbar überhörend, mit mißtrauischem Blick.

„Ich bringe dem Herrn Lebzelter eine schöne Empfehlung vom Meister Giuliani in Heiligenkreuz, der mich an Euch verwies, und will mich anfragen, ob Ihr in Eurem Hause noch eine Dachkammer für mich freihabt", ließ sich der Jüngling bescheiden vernehmen.

Das griesgrämige Antlitz des Lebzelters heiterte sich bei den Worten des Jünglings ein wenig auf, er unterzog den Besucher einer raschen Musterung, deren Ergebnis scheinbar befriedigend war.

„So, hm! Vom Meister Giuliani kommt Er und will sich in meinem Haus einmieten? Wird Er auch seine Miete pünktlich bezahlen können? Wie heißet Er denn und was ist sein Metier?" erkundigte sich der Lebzelter.

„Ich bin der Raphael Donner aus Eßling und war zuletzt im Stift zu Heiligenkreuz, wo ich bei Meister Giuliani in die Schule ging. Nun bin ich nach Wien gekommen, um hier die Akademie zu besuchen und mich in der Bildhauerei zu vervollkommnen."

Das Antlitz des Lebzelters wurde um einige Grade kälter und das Wohlwollen schwand aus seinen Zügen. „So, hm! Ein Künstler also", knurrte er. „Hat Er wenigstens einen Bürgen wegen der Miete?"

Raphael Donner schüttelte den Kopf und meinte: „... das nicht, aber der Herr Lebzelter könne ohne Sorge sein. Ich werde meiner Pflicht und Schuldigkeit stets pünktlich nachkommen."

Leeb bedachte sich eine geraume Weile, dann fragte er: „Wenn Er vorgibt, ein Bildhauer zu sein, kann Er da auch Model und Formen für Lebkuchen machen?"

Raphael Donner nickte bejahend.

„Nun, dann will ich es einmal mit Ihm versuchen", meinte der Lebzelter. „Ich habe da gerade eine schöne, helle Bodenkammer frei und will sie Ihm billig überlassen — für drei



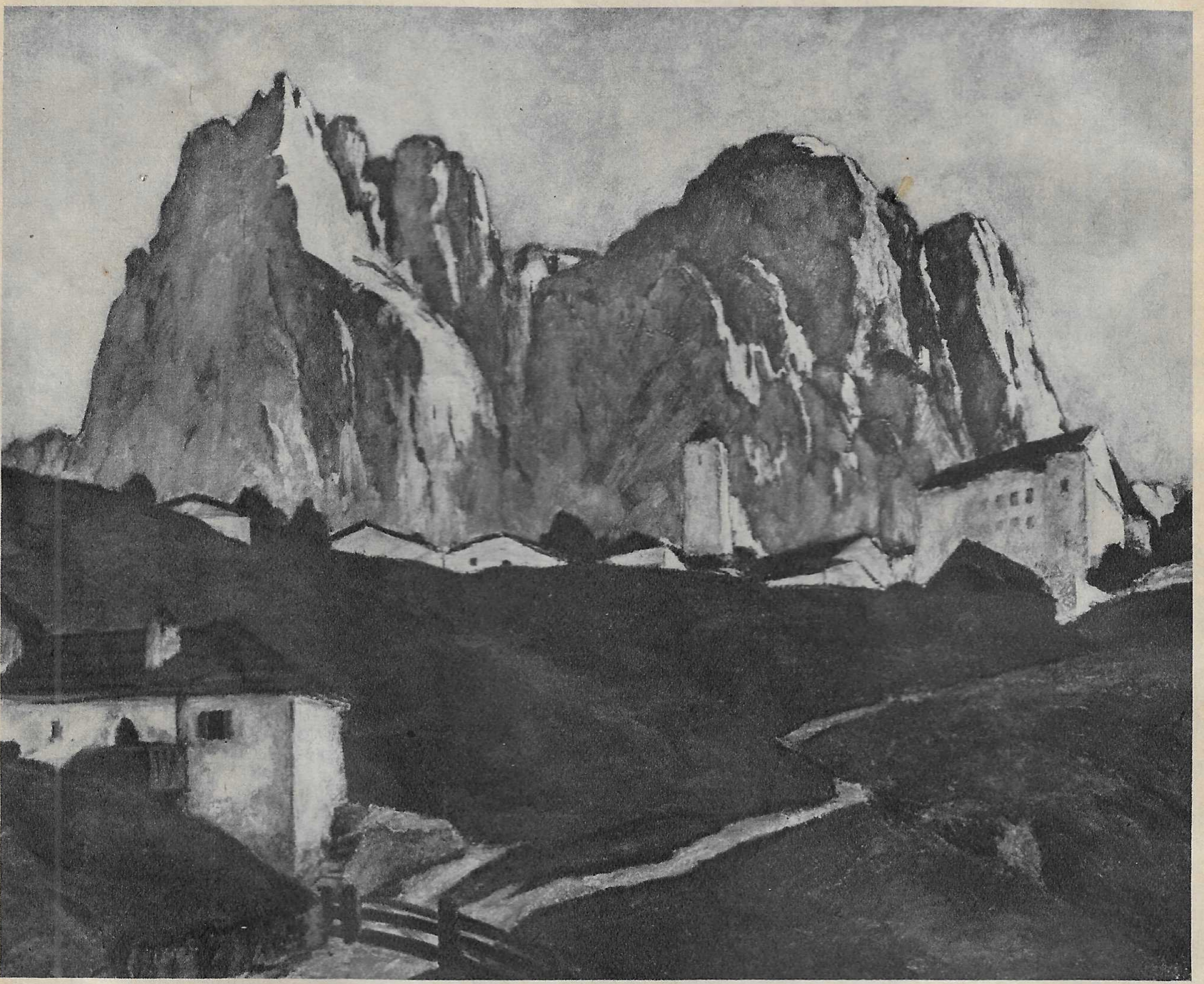
Franz Thiele: Tiroler Landesschützen 1916. Öl.

Gulden das Quartal. Ist ihm das recht? — — Gut! Dann mag Er einziehen, wenn es Ihm paßt", sagte er und nickte ihm gnädig und herablassend zum Abschied.

Schon am Morgen des anderen Tages bezog der junge Raphael Donner die Dachkammer im Hause des Lebzelters, richtete sich ein, so gut es eben ging, und fühlte sich wie zu Hause. Bald hingen an den kalkweißen Wänden kunstvolle Skizzen und Entwürfe und auf dem großen Werktisch erstanden unter den begnadeten Händen des Jünglings die schönsten Plastiken und Skulpturen aus Ton und Wachs.

ihre erste Verlegenheit war bald überwunden; schon nach kurzer Frist war Raphael Donner mit Frau Simone vertraut, ohne daß der alte Lebzelter im Oberstübchen auch nur das geringste ahnte, und bald konnten sich die beiden nimmer verhehlen, daß sie einander herzinnig liebten.

Besonders war der Künstler Raphael Donner von der jugendlichen Anmut und dem Liebreiz Simones begeistert und in den ruhelosen Nächten, die er um ihretwillen erlitt, formte er aus dem Herzen und aus dem Gedächtnis ein getreues Abbild der schönen Simone aus reinstem Wachs,



Ferdinand Spiegel: Dolomitenlandschaft. Öl.

Wiewohl auch bei dem jungen Raphael Donner, wie bei so manchem anderen jungen Künstler, der Schmalhans Koch war, tat dies seinem Eifer keinen Abbruch und Tag für Tag arbeitete er, oft genug mit knurrendem Magen, bis spät in die Nacht hinein, um sich die paar Kreuzer zu verdienen, die er zum Leben gebrauchte. Jeden Vormittag aber ging er in die Akademie und, wie nicht anders möglich, auch am Laden seines Hausherrn vorbei, in welchem Frau Simone zumeist gerade um diese Zeit die frischgebackenen Lebkuchen in die Auslage tat. Obzwar Raphael anfangs den leckeren Kuchen bedeutend mehr Augenmerk schenkte als der schönen Lebzelterin, war er doch nicht mit Blindheit geschlagen. Sein schönheitssuchendes Auge entdeckte gar schnell die Reize der jungen und hübschen Frau, die so zart lächeln konnte und deren dunkle Augen wie schwarze Onyxsteine glänzten.

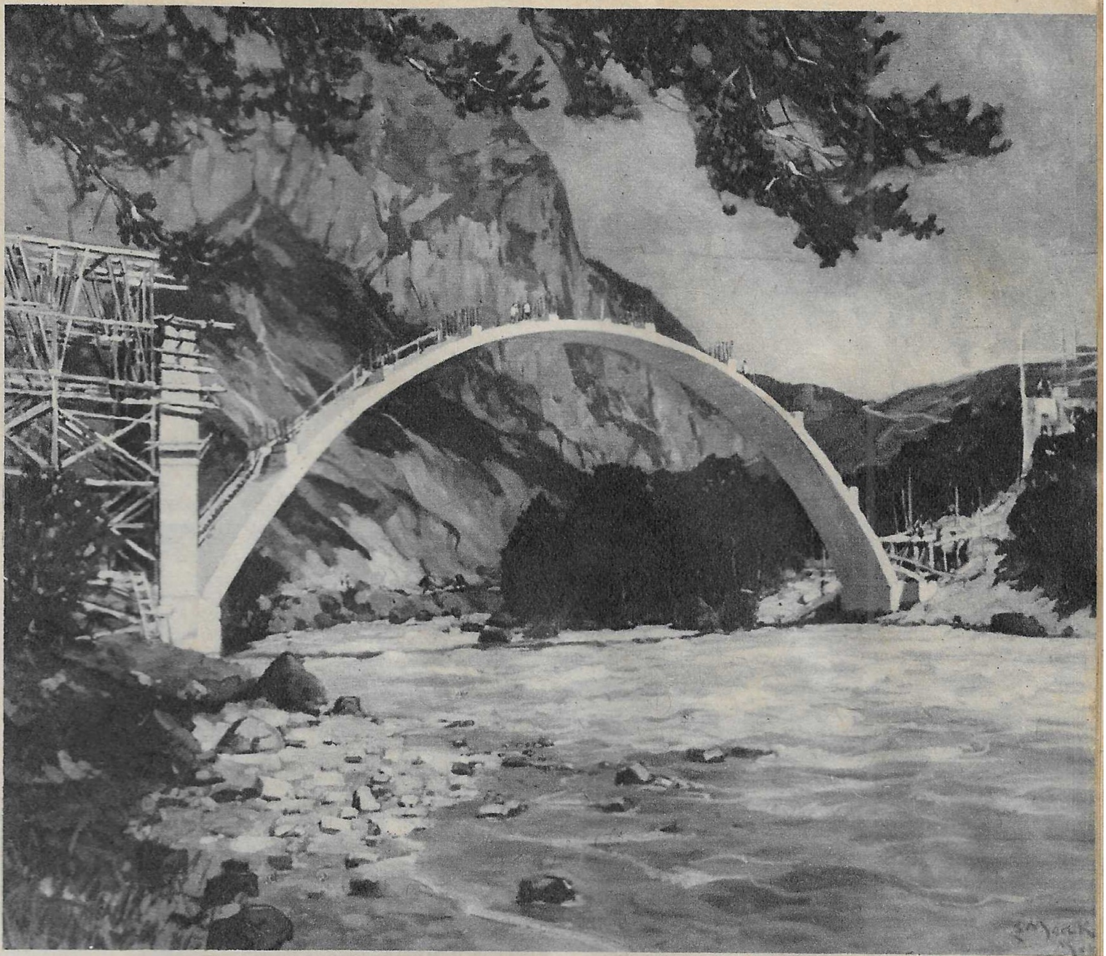
Aber auch Frau Simone konnte den schmucken Jüngling nicht übersehen, der oft an ihrem Laden vorüberschlenderte. Als aber Raphael eines Morgens in den Laden trat, um einen Lebkuchen zu erstehen, war es an ihr zu erröten. Doch

welches nicht allein für die bewunderungswürdige Schönheit des Vorbildes, sondern auch für die außerordentliche Kunstfertigkeit des Schöpfers zeugte.

Eines Tages verstieg sich ein Hofmann, welchem der junge Raphael Donner als geschickter Modelleur empfohlen worden war, in dessen bescheidene Bodenkammer, um ihm einen geringfügigen Auftrag zu erteilen. Nachdem er sich mit dem Künstler geeinigt hatte, hielt er ein wenig Umschau und der Zufall lenkte seinen Blick auf das Bild der schönen Simone, welches ihn sogleich begeisterte. Seiner Bewunderung in beredten Worten Ausdruck verleihend, versprach der Hofmann, sich des bisher wenig beachteten Künstlers anzunehmen, und bald hernach vermittelte er ihm eine Audienz bei dem Prinzen Eugen von Savoyen. Als Raphael Donner diesem seine Entwürfe vorlegte, fanden sie den uneingeschränkten Beifall des kunstsinnigen Feldherrn. Schon kurze Zeit später wurde Donner auf Empfehlung des Prinzen nach Salzburg berufen, wo er für die prunkvolle Marmortreppe des Schlosses Mirabell, das im Auftrage des Erzbischofs Franz Anton

Erich Mercker: Tirol baut auf. Öl.

Unten: Carl Ederer: Am Brunnen. Öl.



Harrach nach den Plänen und unter der Oberleitung des Hofarchitekten Lukas Hildebrandt, dem Erbauer des Belvederes, ausgestaltet wurde, sechsundzwanzig herrliche Marmorstatuen schuf.

Die nächsten zehn Jahre seines Lebens verbrachte Raphael Donner in Preßburg, wo er für den Fürstprimas von Ungarn, Graf Emmerich Eszterhazy, zahllose hervorragende Meisterwerke gestaltete. Erst nach dem Tode dieses hochherzigen Gönners kam der Künstler wieder nach Wien und erhielt im Jahre 1739 von der Gemeinde den Auftrag, einen neuerrichteten Stadtbrunnen mit Bildwerken zu schmücken.

Als Raphael Donner nach vielen Jahren wieder zum erstenmal den alten Mehlmarkt betrat, auf welchem der neue Brunnen erbaut wurde, kam ihm seine Jugendliebe in Erinnerung, und sinnend betrachtete der nun gereifte, nahezu fünfzigjährige Meister das Haus des alten Lebzelters. Dennoch gab er seinem Verlangen, sich nach der schönen Simone zu erkundigen, nicht nach, wohl wissend, daß zwischen dem Gestern und dem Heute eine unüberbrückbare Kluft lag. Insgeheim aber beschloß er, seiner Jugendliebe ein bleibendes Denkmal zu setzen, und als er die kunstvollen Brunnenfiguren entwarf, gab er der ruhenden Gestalt der March die Züge und den Körper der schönen Lebzelterin Simone.

Doch nicht allein Meister Donner bewahrte der schönen Simone ein liebevolles Gedenken; auch das Volk setzte ihr, wenngleich auch in anderer Form, ein Denkmal und nannte das Haus auf dem alten Mehlmarkte, gegenüber dem Donner-Brunnen, in welchem die schöne Simone einst ihre honigsüßen Herzen, Marketenderinnen und Reiter feilhielt, „Zur schönen Lebzelterin".

Raphael Donner aber, dem sein kunstvolles Werk hohe Ehren einbrachte, starb, nachdem er noch ein letztes Werk, den Brunnen im Alten Rathaus, die Befreiung der Andromeda durch Perseus, eben vollendet hatte, am 15. Februar 1741, als ein unerreichter Meister der bildenden Kunst.



Wiedersehen mit meinem Sohn

Von Soldat Ernst Heyda

Ich hatte ihn seit Ostern nicht mehr gesehen. Als ich ihm damals den letzten Kuß gab, war es spät am Abend gewesen; er hatte fest geschlafen, wir standen lange vor seinem Bettchen, um ihn anzusehen.

Nun, nach ein paar Monaten, die in der Fülle der Geschehnisse Jahren glichen, war er schon zehn Monate alt. Aus vielen Briefen wußte ich alles von ihm, jeder Tag war mir aufgeschrieben worden, viele Bilder hatten oft in langer Reihe vor mir gelegen: Trost und Hoffnung zugleich.

Als ich dann die Tür öffnete, leise und heimlich und aufgeregt, da sah ich ihn in seinem Bettchen stehen. Er war



Alois Pfund: Morgensonne im Wilden Kaiser. Öl.

angegurtet und stand wirklich aufrecht, das Gesicht nach dem Spiegel gewandt, vor dem das Bettchen stand.

Noch sah er mich nicht. Der Teppich dämpfte das harte Hallen meiner Nagelschuhe, ich ging ganz nahe, um ihn anzusehen.

Er hielt sich mit der linken Hand am Gitter fest, die winzige Rechte patschte gegen sein Spiegelbild. Wie war er groß geworden! Als ich damals gehen mußte, hatte er kaum Haare gehabt. Nun lag ein blonder Kranz über seinem Köpfchen. Die Mutter hatte sie zur Feier des Wiedersehens sorgsam gebürstet. Über den Ohren waren sie dicht und sehr lang.

Sein Gesichtchen, das ich im Spiegel so klar sehen konnte, veränderte plötzlich seinen Ausdruck. Es hatte den fremden Mann entdeckt, der da mit einem Male hinter ihm stand. Oder vor ihm, denn er drehte sich nicht herum, die kleine Hand hörte auf zu schlagen, es zuckte um seinen Mund.

Da ging ich ganz nahe zu ihm und streckte meine Hand aus. Er wandte sich um und sah mich an. Ich kniete nieder, um ihn genau zu betrachten und um ihm einen Kuß auf seine reine, klare Stirn zu geben. So standen wir uns lange gegenüber. In seinem Gesichtchen stand das große Nichtverstehen, daß nun mit einem Male ein Gesicht da war, das ihm fremd sein mußte: ein braungebranntes Gesicht mit großen, brennenden Augen, die sich nicht schämten, feucht geworden zu sein.

Er schien mich zu prüfen. Ach, es dauerte so lange, bis er sich entschieden hatte, mich anzuerkennen. Es zuckte um seinen Mund, er wollte lächeln, er versuchte es immer wieder, bis auch ich lachte; nun war alles gut. Er wußte noch nicht, daß ich sein Vater bin, vielleicht aber spürte er, daß ich ihn unendlich liebe, daß in uns das gleiche Blut fließt, daß uns etwas Geheimnisvolles verbindet. Das, ja, das muß auf ihn übergeströmt sein, als er ganz fest seine kleine Hand auf die meine legte und „Dada" sagte.

Nein, er wußte noch nicht, daß ich sein Vater bin. Doch es war köstlich, dieses Wort zu hören; zu wissen, einen Sohn zu haben. Ich küßte ihn ganz leicht auf die Stirn, da fuhr seine Hand empor, er hatte meine Haare erwischt, mit beiden Händen griff er nun hinein und strahlte über sein ganzes Gesicht, er jauchzte hellauf und patschte in meine Haare, daß ich ihn schnell losgurtete und aufnahm.

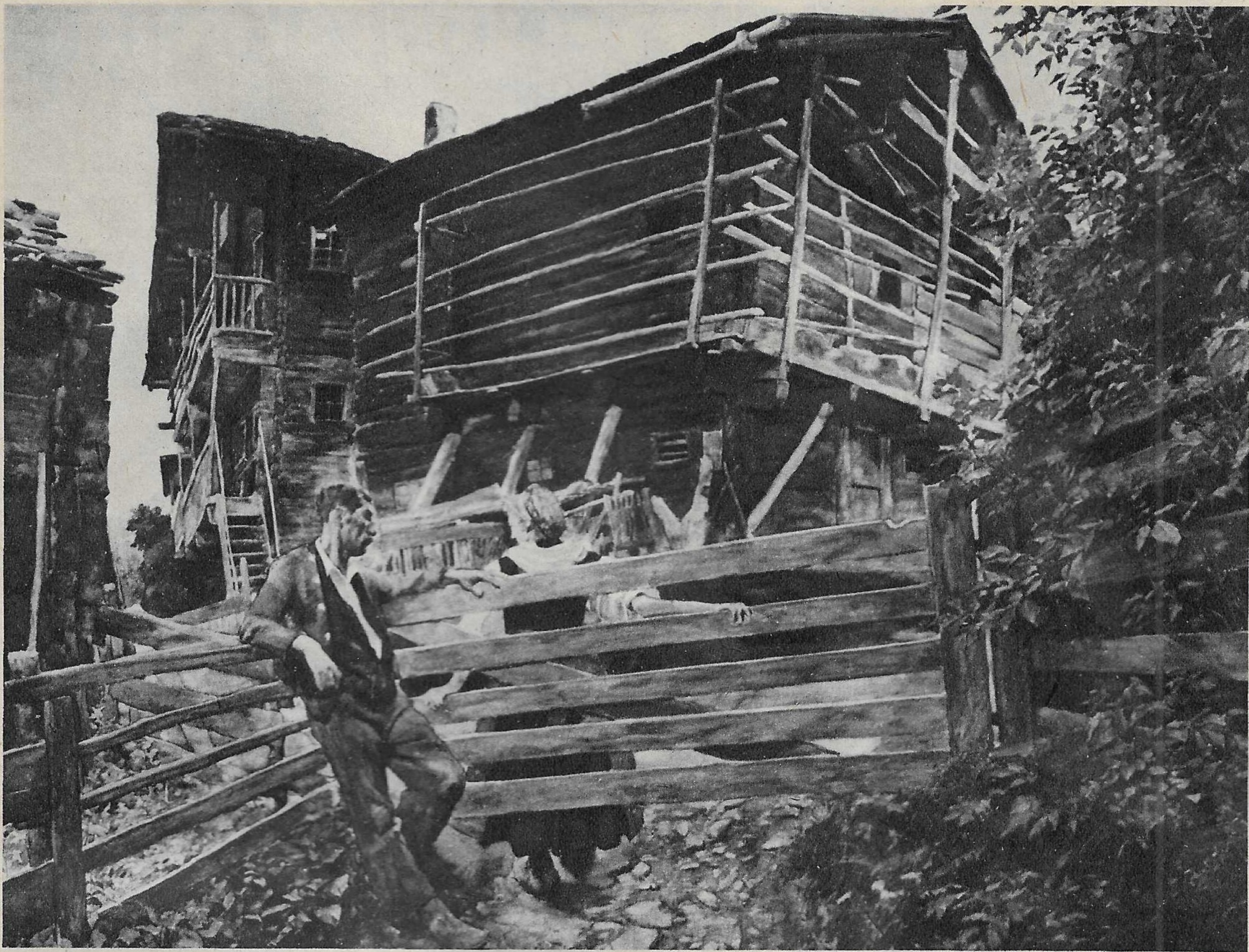
Das war, als ich ihn gestern wiedersah.

Heute liegt er vor mir in seinem Wagen. Seine Augen strahlen mich an, er kennt mich ganz genau, er hat auch keine Angst mehr vor der Uniform. Wenn ich meine Hand ausstrecke, dann legt er sein winziges, warmes Fäustchen hinein.

Wir sind gerade von einem Spaziergang zurückgekommen. Mutter



Hanns Maurus: Dolomiten, Tofana. Öl.



Franz Eichhorst: Osttiroler Bauernhof. Aquarell.

macht sein Essen, ich muß warten, denn er geht ja vor. Ich muß aufpassen, daß er sich nicht im Wagen aufstellt. Er denkt nicht daran. Er strahlt mich an und hat meine Hand fest umklammert, als wolle er sie nie mehr hergeben.

Lieber, kleiner Sohn! Ich habe ja noch fünf Tage Urlaub, die wollen wir beide ausnutzen. Dann gehe ich wieder. Du wirst erstaunt sein, daß der große Mann plötzlich nicht mehr da ist, vielleicht wirst du oft auf die Tür sehen, ob er nicht hereinkommt, um den Kopf zu beugen, daß du mit seinen Haaren spielen kannst, dann wirst du ihn vergessen, denn du bist ja noch so klein, daß du die Wirklichkeit nicht von einem Traum unterscheiden kannst. Eines Tages aber werde ich wieder bei dir sein. Dann ist wieder Frieden, und ich gehe nie mehr von dir fort.

Hanns Bastanier: Erinnerungen an Tirol. Öl.



Erntedankfest Oberdonau

Worte und Bilder von Gustav Schwarz, Linz a. D.

Obwohl im heurigen Jahr mit Rücksicht auf den Krieg im allgemeinen von der Veranstaltung feierlicher Erntedankfeste abgesehen wurde, blicken wir doch mit Stolz auf die Leistungen unserer Bauern, denen der Führer selbst den Dank für ihre unschätzbare Arbeit im Dienst unseres Volkes ausgesprochen hat. Dieses stolze Gefühl soll sich in folgenden Bildern vom Erntedankfest im Gau Oberdonau spiegeln.

Der Erde ewiger Segen füllt wieder Scheunen, Böden und Keller; der Schweiß und die Sorgen unserer Bauern haben sich in tausendfältige Frucht gewandelt. Vor sieben Jahren, am 1. Oktober 1933, sammelte sich das deutsche Volk zum ersten Male auf dem bis dahin unbekannten Weserberg, dem Bückeberg, um gemeinsam mit seinem Führer der Natur für ihre Gaben zu danken. Heute, wo wir wissen, daß uns keine Macht der Welt mehr unseren Rang streitig machen kann, erfüllt uns tiefere Dankbarkeit denn je gegenüber der Natur, die uns die Mittel zum Kampfe gab, und gegenüber unserem Führer, der uns den Weg wies.

Doppelt hart war es heuer, dem Boden die Frucht abzuringen, da viele unserer Bauern den Pflug mit dem Schwert vertauschten, um die Heimat zu schützen. Die nationalsozialistische Volksgemeinschaft bestand

Leondings Blumen und Früchte.





Erntekranz der Ortsbauernschaft Linz-Stadt.

auch diese schwere Belastungsprobe glänzend; die Zusammenarbeit und die Opferbereitschaft aller Volksgenossen überwand jegliche Schwierigkeit. Seite an Seite standen jung und alt, Städter und Bauer in der prallen Sommersonne auf dem Felde, um die Ernte heimzuholen, und so war auch das erste Erntedankfest, das der Heimatgau des Führers feierte, ein Fest der Volksgemeinschaft.

Schon am frühen Morgen brachten Autobusse und festlich geschmückte Wagen Teilnehmer aus allen Gegenden des Gaues nach dem Bruckner-Ort St. Florian bei Linz, der zum Schauplatz dieser Feier ausersehen war, und gegen 10 Uhr, als die Sonne eben die Wolken zu durchbrechen begann, setzte sich der Festzug in Bewegung. Unter Glockengeläute und Fanfarenklängen rollten die blumengezierten Wagen, beladen mit Früchten des Feldes, durch das dichte Spalier der Zuschauer.

In bunter Kette folgten einander hochgetürmte Heuwagen, gekrönt mit feschen „Menschern", Leiterwagen, beladen mit prallen Kornsäcken und dann wieder Gruppen zu Fuß mit prächtigen Erntekränzen und Erntekronen. Eine Dreschmaschine, die fünfzig Jahre ihre Dienste getan, ein Riesenzuckerhut, umkränzt mit Zuckerrüben, eine Obstbrechmaschine, gefüllt mit Mostobst, ja ein ganzer moderner Molkereibetrieb waren im Festzug zu sehen, der sich quer durch den Markt gegen den Turnplatz von St. Florian bewegte. Die Ehrenplätze vor der Tribüne nahmen entsprechend der neuen Wertordnung unserer Zeit, die nicht nach Reichtum und Würden frägt, sondern nur den Adel der Arbeit kennt, dreißig

arme Landarbeiter und Dienstboten ein, die ihren Brotgebern mehr als drei Jahrzehnte treue Dienste geleistet hatten. Rings um den Erntewagen, dessen Ladung von rund 2000 Kilogramm der NSV. als Geschenk übergeben wurde, reihten sich Hitlerjungen und Mädel des Arbeitsdienstes, die bei der Bergung der Ernte ganze Arbeit geleistet hatten.

Ansprachen des Kreisleiters und des Kreisbäuernführers, Lieder und Sprechchöre bildeten den Höhepunkt des Festes, das in seinem harmonischen Zusammenklang von ländlichen und städtischen Elementen, von althergebrachtem Brauchtum und neuem Gedankengut das Werden einer neuen, bodenständigen, nationalsozialistischen Festkultur ankündigte.







Deutsche Jungbauern im Festzug.

Rechts oben:

Bäuerinnen mit Schwalbenschwanzkopftüchern.

Rechts unten:

Fröhliche Musik klingt vom Festwagen.

Die unentbehrliche Träne

Von M. A. von Lütgendorff

„Hätte der Mensch die Tränen nicht, so müßte sein Körper verbrennen", sagt ein altes Sprichwort, und die Erfahrung gibt dieser Volksweisheit recht. Selbst im größten Schmerz fühlt der Mensch Erleichterung, wenn die Tränen fließen, wie denn auch auf jede seelische Erregung eine Entspannung folgt, sobald uns die Tränen ins Auge kommen.

Nun hat aber die Träne durchaus nicht nur den Zweck, seelische Erleichterung zu schaffen. Wichtig ist sie vielmehr in ganz anderer Hinsicht, nämlich als Schutzmittel, das das Auge vor allen möglichen schädlichen Einflüssen bewahrt. Nicht nur, daß die Tränen bestimmte, den Körper nachteilig beeinflussende Stoffe mit herausschwemmen, es läßt sich aus der Tränenflüssigkeit auch eine Substanz herstellen, die auf aufgeregte und traurige Menschen einen ausgesprochen heilsamen Einfluß ausübt. Der Hauptzweck der normalen Tränenabsonderung

besteht darin, daß das Auge und seine der Außenluft ausgesetzten Teile fortwährend feucht bleiben und zugleich die Hornhaut gleichmäßig überspült wird, so daß sie sich weder trüben noch eintrocknen kann. Damit bleiben auch die Bindehäute des Augapfels wie auch die Lider beständig weich und schlüpfrig. Freilich ist die Absonderung dieser Tränen so gering, daß man sie gar nicht als Tränen empfindet; zwanzig Minuten dauert es ungefähr, ehe auf diese Weise auch nur ein einziger Tropfen zustande kommt. Wollte man die Tränenmenge, die das Auge einen Tag hindurch feuchtet, sammeln, so erhielte man nicht mehr als drei Gramm Flüssigkeit.

Daß sich diese Tränen immer gleichmäßig über den Augapfel verteilen, dafür sorgt das Schlagen der Lider. Durch das häufige Schlagen der Lider wird auch verhindert, daß die Tränenflüssigkeit an der Luft verdunstet. Deshalb hat jedes, kaum gefühlte Zusammenschlagen der Augenlider seine bedeutsame Ursache und seinen wichtigen Zweck.

Tränen sind immer und überall die sichersten Schützer des Auges. Dringt ein Fremdkörper ins Auge, so beginnen sie gleich so reichlich zu fließen, daß er meist schnell wieder herausgespült wird. Auch auf starke, beißende Gerüche stellt sich in der Regel mehr oder weniger starker Tränenfluß ein, gleichfalls zu dem Zweck, den Einfluß des die Nasenschleimhäute unnatürlich reizenden Geruches zu mildern. Wenn das Auge bei plötzlich auftretendem starken Lichtreiz tränt, so wird auch in diesem Fall durch die Tränen eine Milderung des schädlichen Lichtreizes auf das Auge erzielt.



Ihrer Zusammensetzung nach bestehen die Tränen aus 98 bis 99 vom Hundert Wasser, dem eine winzige Menge fester Bestandteile — hauptsächlich Salz — beigemischt ist. Frauen besitzen zumeist größere Tränendrüsen als Männer, wogegen kleine Kinder während ihrer ersten Lebenszeit überhaupt tränenlos schreien; zur Durchfeuchtung des Auges sind aber selbstverständlich auch beim kleinsten Kind die Tränendrüsen in ständiger Tätigkeit. Aber vielleicht setzt die Tränenabsonderung als Begleiterscheinung des Weinens doch eine gewisse seelische und körperliche Entwicklung des Menschen voraus. Wenigstens ließe sich so das tränenlose Schreien der Kleinkinder erklären.

Oben Mitte:

Ein gefüllter Erntewagen als Geschenk für die NSV.

Unten links:

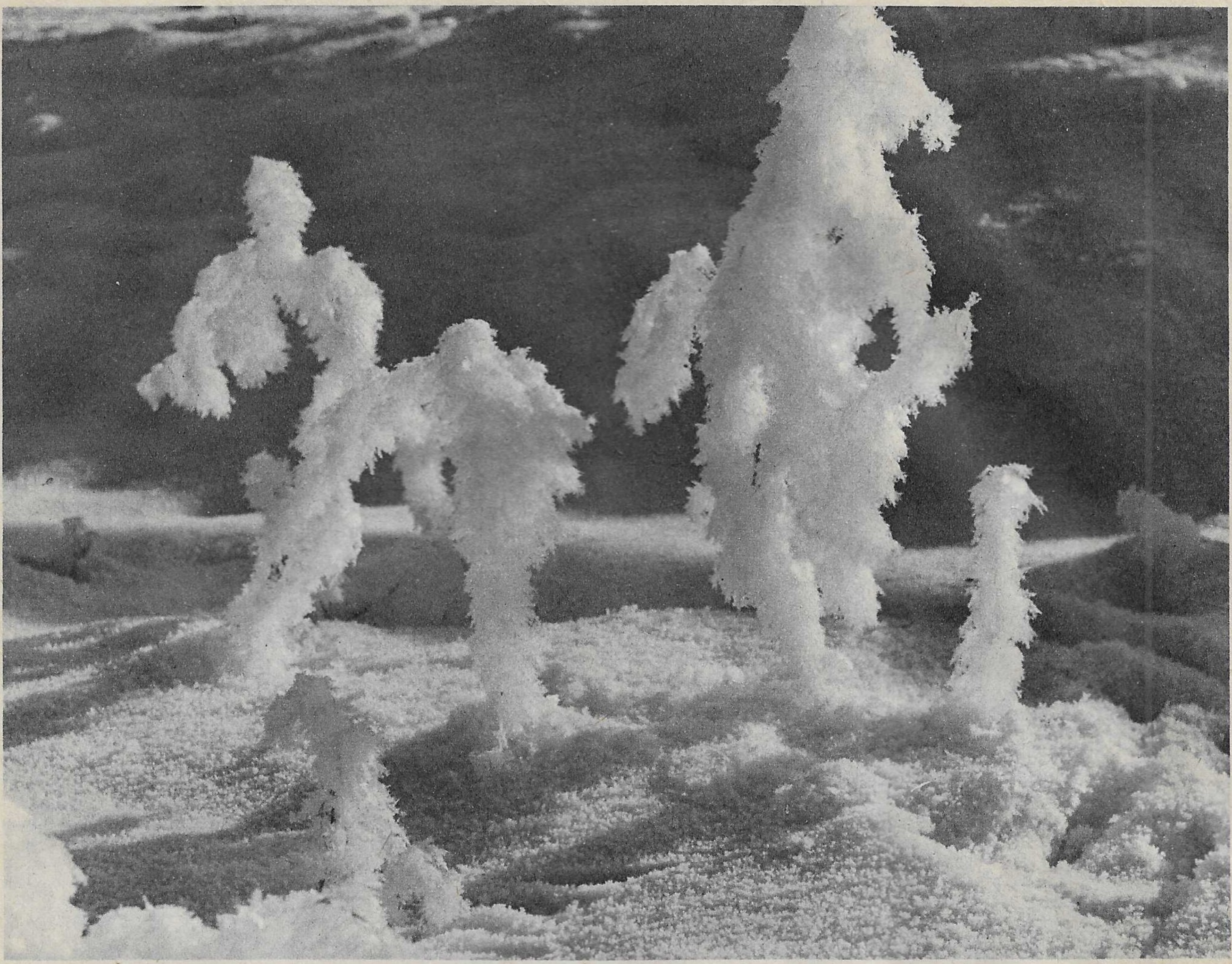
Wuchtig und stolz schreitet der bekränzte Zuchtstier.

Unten rechts:

Dank für die treuen Pferde.







Rauhreifwunder.

Zauberer Rauhreif

LICHTBILDNERISCHE PLAUDEREI VON FRANZ NUSSBAUMER

Mit Bildern des Verfassers

Auf eine kalte, klare Winternacht folgt ein nebliger Morgen. Den Mantelkragen hochgestellt, die Hände tief in den Taschen vergraben, streben die Menschen eilig ihren Arbeitsstätten zu. Mit hartem, hellem Klang knirscht der Schnee unter den Rädern eines schwerbeladenen Fuhrwerks. Der heiße Atem der Rösser gleicht einer weißen Dampfwolke, an den langen Haaren der Nüstern haften feine, weiße Eiskristalle.

Bergseitig kommt Bewegung in die graue, undurchsichtige Nebelmasse. Ein Windstoß reißt ein Loch auf und für wenige Augenblicke wird ein sonnenüberstrahlter Berggipfel sichtbar. Jetzt ist die beste Zeit für Rauhreifaufnahmen gekommen. Die Kamera liegt schon schußfertig bereit und der Weg führt uns zu einem Fluß- oder Seeufer. Dort ist noch dichter Nebel und immer neue weiße Schwaden steigen vom Wasser auf. Kaum sichtbar ragen die in Rauhreif gehüllten Bäume und Sträucher in das milchige Weiß.

Wenig später wird die Sonne durch den Nebel brechen und dann steht oft nur eine ganz kurze Zeitspanne für die Aufnahmen zur Verfügung. Die warmen Sonnenstrahlen zerstören in erstaunlich kurzer Zeit die zarten Eisgebilde. Darum muß man sich schon vor der Aufnahme über die einzelnen Motive völlig klar werden. Es ist nicht immer ganz einfach, sich ohne Sonne die Licht- und Schattenwirkung vorzustellen, aber mit ein bißchen Überlegung und Berechnung gelingt es meistens, die am besten geeigneten Motive herauszufinden.

Da ist hart am Bachufer ein kleiner Strauch, seine langen, dünnen Zweige sind rundherum dicht mit Rauhreif bestanden, im schrägen Seitenlicht ein brauchbarer Bildvorwurf.

An die rauhe Rinde einer Erle haben sich unzählige kleine Eisblumen festgesetzt. Der ganze Baum würde im Bild ohne markanten Hintergrund zu leer und einförmig wirken. In diesem Falle suchen wir uns einige besonders schöngeformte Zweiglein, die, gegen den dunklen Himmel gesehen, aus-

schließlich durch ihre Formenschönheit ein gutes Bild geben. Selbst an den langen, glatten Nadeln einer Kiefer hat der Rauhreif einen Halt gefunden. Auch hier werden wir nicht den ganzen Baum, sondern nur einige Nadelbüschel mit der Kamera festhalten.

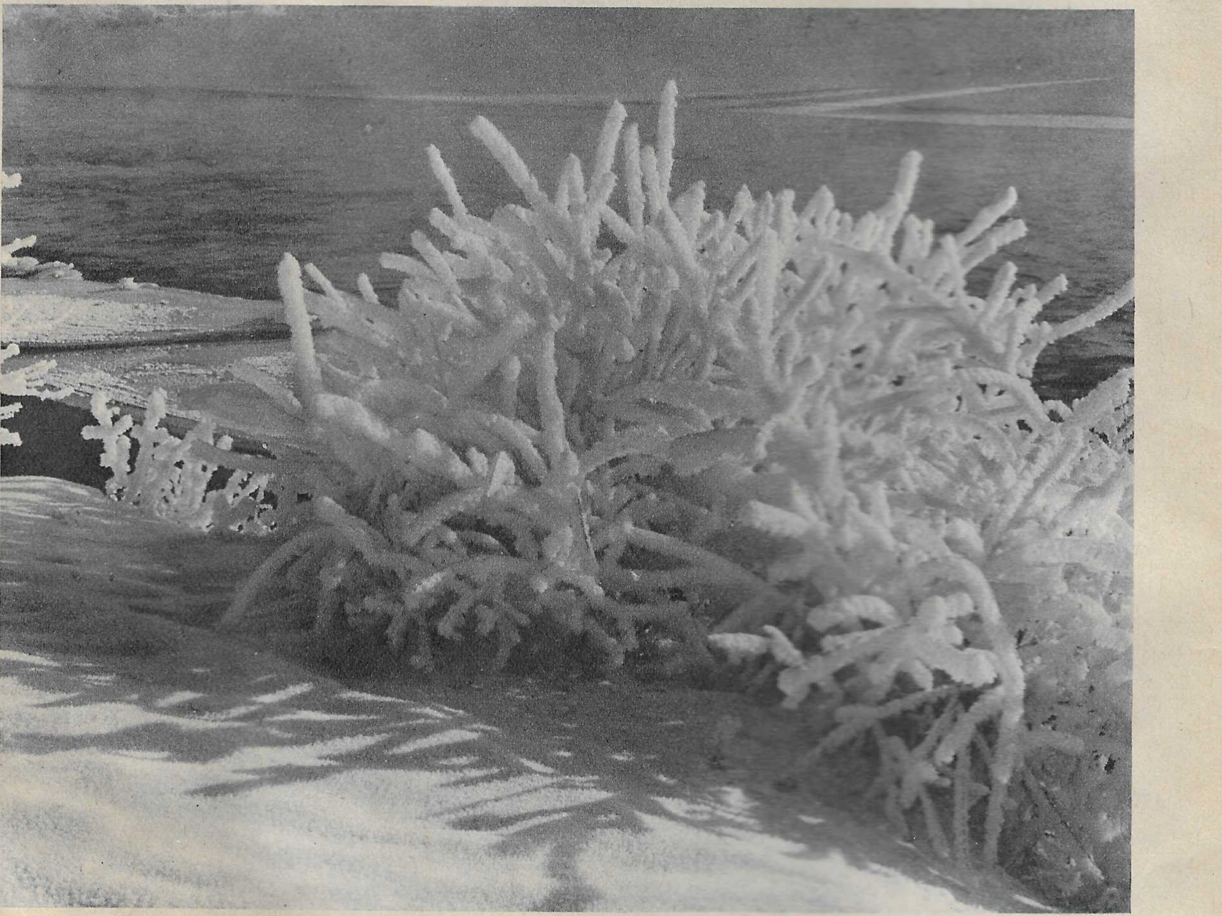
Ein anderes Motiv: Mit dem dichten Gewirr der Zweige eines großen Baumes ist trotz eifriger Suche nach einem brauchbaren Bildausschnitt nichts anzufangen. Die Äste und Zweige sind zu groß, die Formen zu plump, um als alleiniger Bildinhalt zu genügen. Versuchen wir es mit einem Durchblick auf einen Berg oder eine Häusergruppe. Gleich sieht das Bild ganz anders aus, erhält eine ansprechende Tiefenwirkung und gibt eine willkommene Abwechslung der Bilderserie.

Alle die so gefundenen Motive prägen wir uns nun gut ein, bezeichnen den Aufnahmestandpunkt und können jetzt

Kurze Zeit nach den ersten Aufnahmen zeigen sich schon die Wirkungen der Sonnenstrahlen. Von einem glatten Zweiglein löst sich der Rauhreif, erschüttert im Fall den ganzen Ast, eine weiße Wolke aus Eiskristallen hüllt den Baum ein und wenig später ragen kahle, dunkle Äste steif und kalt in den Himmel. Da ist mit der Kamera nichts mehr zu holen.

Etwas abseits vom Weg, von vielen nicht beachtet, wartet noch eine Überraschung auf uns. In einer schattigen Bodensenke wachsen kleine, seltsam geformte Gebilde aus dem Schnee. Dürre Gräser und Blumen sind es, an denen unwahrscheinlich große Rauhreiffahnen kleben. Schwer drückt die weiße Last, in sanftem, weichem Bogen neigen sie sich erdwärts. Einige hat der Wind gebrochen, mit scharfem Knick wird die aufwärtsstrebende Linie jäh unterbrochen.

Die Sonnenstrahlen dringen langsam in die Mulde, hell glitzern und funkeln die Eisblumen. Gut heben sich die ein-



Im ersten Sonnenstrahl.

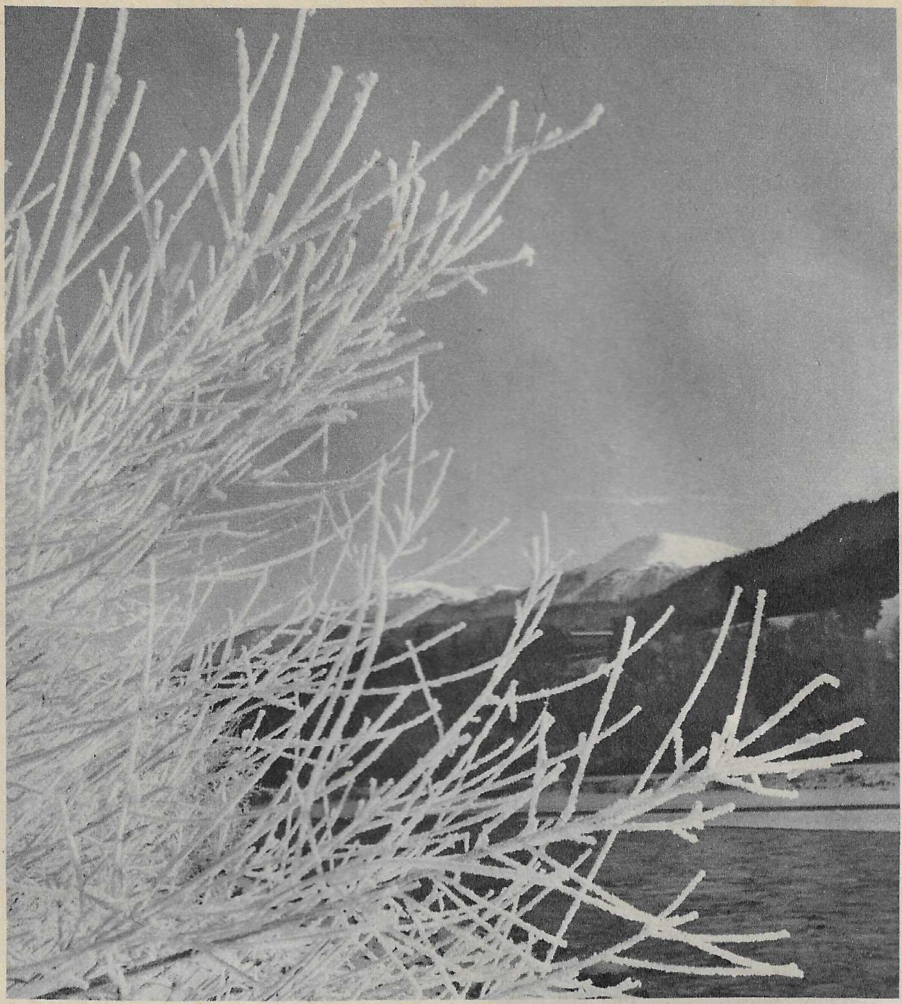
nach dieser Vorarbeit in Ruhe auf die Sonne warten. Füße und Kamera sind inzwischen ziemlich kalt geworden. Bewegung für die ersteren und ein Kälteschutz für letztere tut beiden gut. Es ist eine peinliche Überraschung, wenn im Augenblick der Aufnahme die Vorfreude auf ein schönes Winterbild durch den eingefrorenen Kameraverschluß jäh vernichtet wird. Selbstverständlich darf der Photoapparat auch nicht zu warm eingepackt werden, da sonst die Gefahr besteht, daß das Objektiv bei der Aufnahme anläuft und das Ergebnis dann bekanntlich ein unbrauchbares Bild ist.

Die letzten Nebelschwaden werden von der stärker werdenden Sonne verschluckt, aus dem düsteren Grau ist fast mit einem Schlag strahlende Helle geworden. Rasch werden die vorher festgelegten Aufnahmestandpunkte aufgesucht und in schneller Folge die Motive am Filmstreifen festgehalten. Jetzt zeigt sich der große Wert der mühevollen und kalten Vorarbeit. Unnützes, zeitraubendes Herumsuchen wird erspart und die Ausbeute dadurch wesentlich gesteigert.

fachen, klaren Linien der bereiften Gräser vom schattendunklen Hintergrund ab. Ganz nahe müssen wir mit der Kamera herangehen, damit die kleinen Gebilde den Bildausschnitt füllen. Seitenlicht, in seltenen Fällen Gegenlicht, führt hier zum besten Erfolg.

Bei allen Rauhreifaufnahmen ist ein dunkler Hintergrund unbedingt erforderlich. Eine schattige Schneefläche, der blaue Himmel, niemals aber sonnebeschienener Schnee oder Nebel. Die bläulichen Schatten im Schnee, das zarte Blau des Himmels verlangen zur tonrichtigen Wiedergabe die Anwendung eines Gelbfilters. Eine Sonnenblende am Objektiv ist, wie überhaupt bei allen Winteraufnahmen, immer vorteilhaft. Das vom Schnee rückgestrahlte Licht wird damit wirksam abgehalten, klare und plastische Bilder sind das Ergebnis.

Und noch ein letzter Rat: Nie zuviel auf das Bild nehmen, ein formenschöner Zweig wirkt ungleich besser als ein ganzer Baum.



Im kalten Morgenlicht.

Unten:
Rauhreifgitter am linken Innufer.

Feldpostbrief einer jungen Mutter

Von Liesel Uffhausen

Es ist die Stunde zwischen Tag und Abend. Die grauen Schatten der Dämmerung fallen ins Zimmer. Langsam verwischen sich alle Konturen. Es ist die Stunde, da Tag und Nacht einander begegnen. Die Erde schläft, die Zeit scheint zu ruhen.

Der Wind, der in den Bäumen vor meinem Fenster knarrte, schweigt. Irgendwo singt noch eine Amsel ein abendmüdes Lied in den vergehenden Tag. Nur von fern höre ich Geräusche der Welt. Hin und wieder fällt eine Tür ins Schloß. Eilige Tritte huschen über den langen, weißen Gang mit den vielen Türen. Dann ist es wieder still in dem großen, weißen Hause.

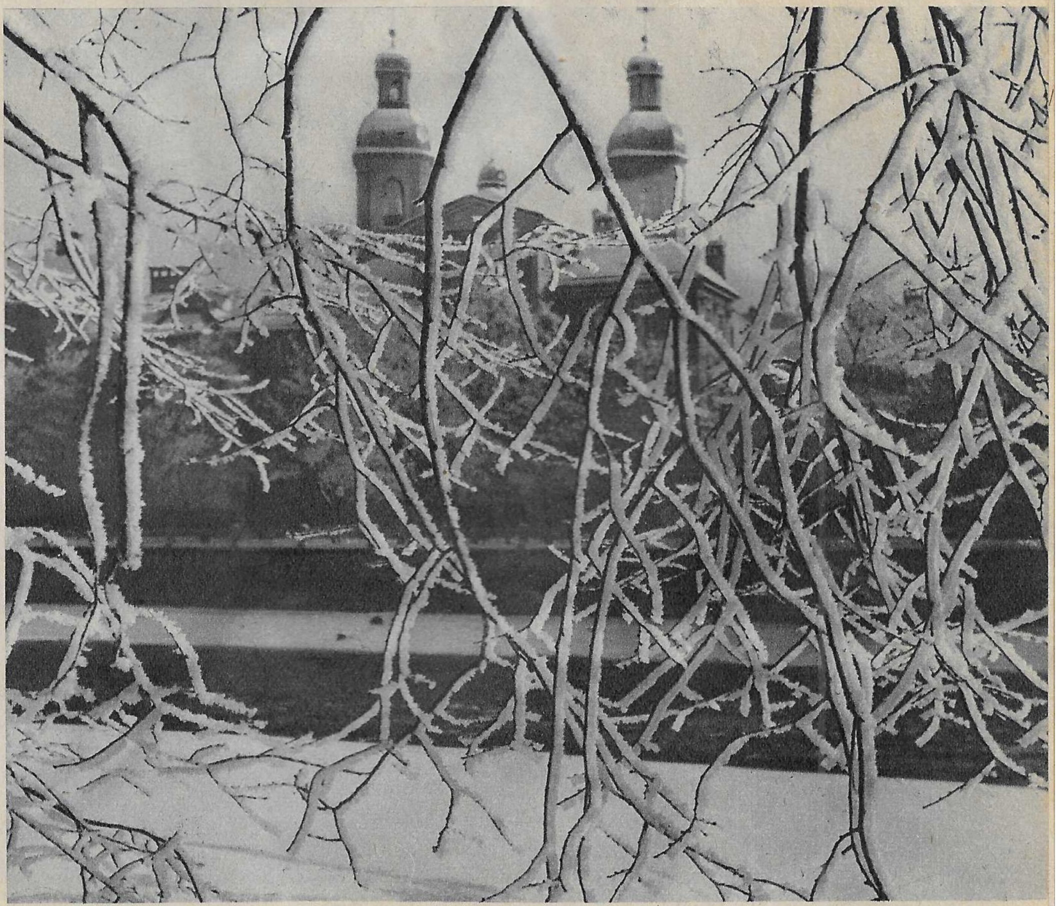
Ich lausche in diese Stille hinein und höre ganz fein und regelmäßig leichte Atemzüge. Meine Hand tastet zur Wiege, ich neige mich hinüber und schaue in das ruhigschlafende Gesicht meines Kindes, unseres Kindes...

*

Nun ist es schon ganz dunkel im Zimmer. Ich weiß nicht, wie lange ich so mein Kind anschaute und Zwiesprache mit ihm hielt. Die Amsel singt nicht mehr. Sehr fern und blaß stehen Sterne am Himmel.

Denkst Du noch an jenen Sommerabend? Wir saßen zusammen auf der Bank vor dem Haus. Die Bäume vor uns rauschten leise auf, als sprächen sie im Traum. Ein Vogel sang sich müde in Schlaf. Hier und da fiel eine Frucht schwer zur Erde. Wir sahen die Sterne kommen und langsam am nachtschwarzen Himmel emporsteigen. Stunde um Stunde saßen wir beieinander, Hand in Hand. Wir sprachen über dies und das, und immer wieder schauten wir bei unsern Worten zu den funkelnden Sternbildern auf, die dort oben ihre ewigen Bahnen wandeln. Milliarden von Welten, und wir selbst wieder eine Welt in diesem Meer von Welten!

Und wir stellten die uralt-ewigen Menschheitsfragen nach dem Woher, Wohin, nach dem Sinn unseres Seins, denn das Leben schien uns



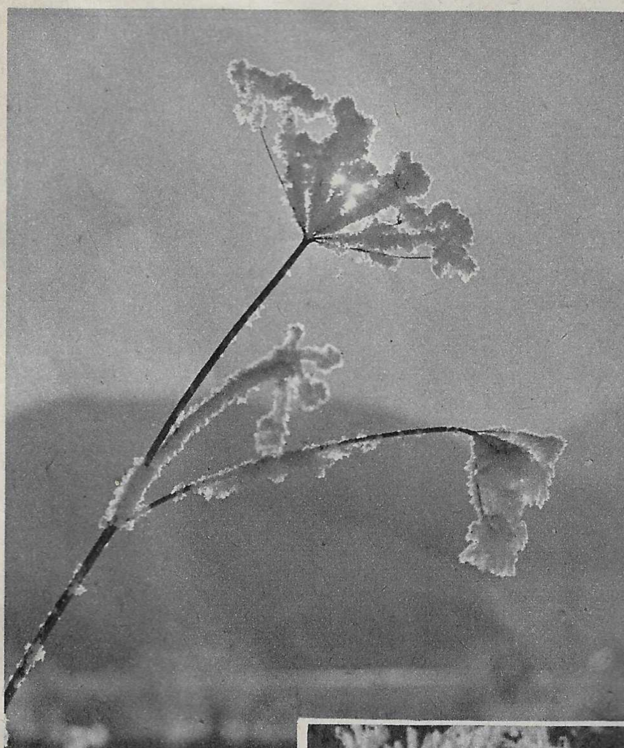
so rätselhaft, so undurchdringbar, ja verworren. Doch plötzlich verstummten wir, denn wir dachten an das Kind, das wir haben würden, bald haben würden. Und es war uns, als sei das die Antwort, sei dies der Sinn unserer eigenen kleinen Welt.

Dann gingst Du fort. Die Früchte schwollen mählich und wurden prall und schwer. Und in mir das neue Leben wuchs und reifte, Tag um Tag, so wie Birn und Apfel reiften. Manche Stunde saß ich allein auf der Bank vor dem Haus. Du warst so fern und mir doch näher denn je. Die ersten Blätter verfärbten sich und fielen ab. Schon wehte ein kühler Wind über die kahlen Felder und Astern blühten im Garten.

Es kam die Stunde. Wie aus tiefem, schwerem Traum erwachte ich durch den ersten Schrei unseres Kindes. Ich fühlte die Wärme seines kleinen Körpers, streichelte seine zarten, winzigen Hände, ich sah in sein Gesicht und schaute in Deine stahlblauen, leuchtenden Augen. Und es war, als sei alles Glück und alles Leid zugleich, alle Qual und alle Seligkeit des Lebens in dieser Stunde eingefangen.



Winterliche Baumpracht.



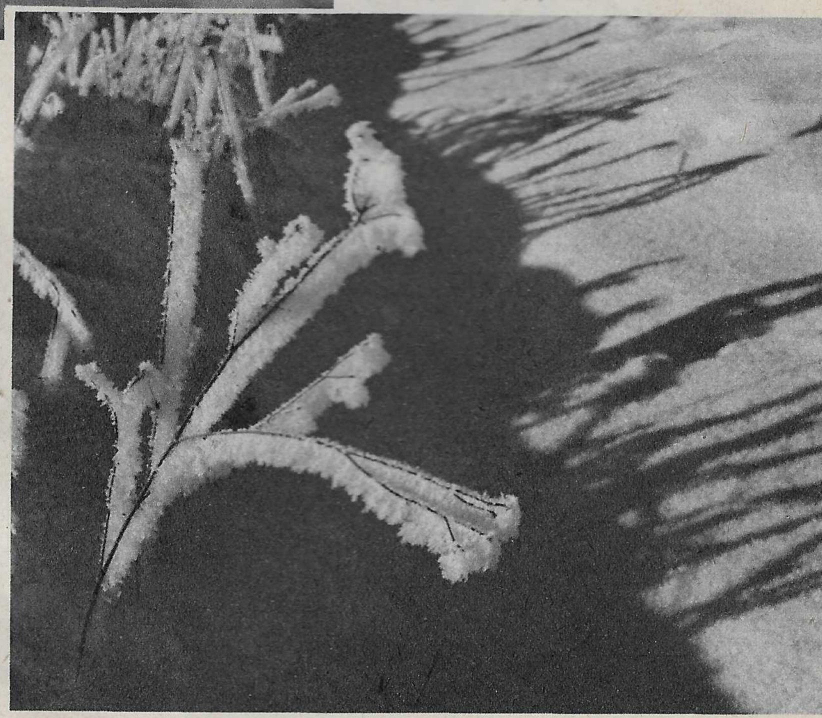
Rauhreifblüte im Gegenlicht.

Mahnung

Zünd ein Licht an in der Dunkelheit.
Horch doch nicht so bang auf Uhrenschlag.
Sonne freilich ist noch weltenweit –
aber keine Nacht bleibt ohne Tag.

Franz Josef Schicht.

Zauberische Gräserschatten.



Leise wiege ich unser Kind, hin und wieder, hin und wieder, und ich denke daran, ob schon die Nachricht bei Dir ist. Vielleicht empfängst Du sie eben in diesem Augenblick. Ganz still wird es bei Euch sein. Selbst die lautesten Deiner Kameraden werden Dir wortlos nur und fast ein wenig ehrfürchtig die Hand reichen.

Du aber wirst in dieser Stunde ein anderer werden, und als ein anderer ziehst Du aus in den Kampf. Du wirst den Helm fester binden und Dich eingliedern in die Reihen der Männer, die sich Väter nennen dürfen. Wieder fühlst Du dann so stark den tiefsten Sinn alles Geschehens, so wie damals an jenem Sommerabend auf der Bank.

Ganz leise und regelmäßig höre ich die Atemzüge unseres Kindes. Es schläft — schläft ruhig allen Wundern dieser Erde entgegen. Und ich werde über Deinem Kinde wachen, über seinem Tag und seiner Nacht, bis Du wiederkommst.



Schuster und Maler

Aus dem Leben und Schaffen Michael Neders

VON DR. OTTO KUNZ · SALZBURG

Indes Hans Makart in Wien Atelierfeſte gab, ein Diktator der Mode und des Geſchmackes, Beherrſcher der Geſellſchaft, Malerfürſt im vollſten Sinne des Wortes, ſaß der alte Michael Neder knurrig in einer Wirtsſtube der Vorſtadt Sievering und blickte über die Schulter weg verächtlich nach der Donauſtadt, bis in den Grund ſeiner Seele dieſem eleganten Treiben abhold, das der Gegenwart die Tünche einer poetiſchen Renaiſſance gab.

Michael Neder hatte allen Grund, mit der Mitwelt unzufrieden zu ſein, denn erſtens war ſie ihm alle Anerkennung ſchuldig geblieben und war die Urſache, daß er um des Leibes Notdurft willen von ſeiner Malerſtaffelei auf Jahre hinaus wieder zu ſeinem erlernten Gewerbe, dem Schuſterhandwerk, zurück mußte, zweitens hatte er überhaupt ſeine eigene Meinung über das, was des Malens wert ſei. Er fand nämlich, daß das, was der Schöpfer rings um ihn geſtellt hatte, die Bauern, Knechte und Mägde, Kühe, Pferde und Hunde, Wirtshaus und Stall, überhaupt alles, was ſich in ſeiner Unverfälſchtheit darbot, keiner „maleriſchen Verſchönerung" bedürfe, um dargeſtellt zu werden. Zwar war auch ſchon der Herr von Waldmüller in den Wienerwald gewandert und hatte mit ſeinem Pinſel ländliche Szenen feſtgehalten, aber das geſchah mit einer gewiſſen geölten Geſchliffenheit, eingetaucht in goldenes Sonnenlicht, mit epiſodalem genrehaftem Einſchlag. Das klang ein bißchen nach Novelle. Eine richtige, derbe Bauernluft war in ſolchen Bildern nicht zu ſpüren. Sie waren irgendwie durch die Linſe eines virtuoſen, eleganten, idealiſierenden Beobachters geſehen.

Der Michael Neder aber vermeinte, die Kreatur, ob Menſch, ob Tier, ſei ſchon ſo richtig, wie ſie erſchaffen worden ſei. Für Konzeſſionen und diplomatiſche Fineſſen war er nicht zu haben. Wo ſollte er ſie auch herhaben? Er war ein armer Schuſtergeſelle geweſen, als er durch ſeine zeichneriſchen Kritzeleien auffiel. Das geſchickte Hineinleben in andere Kreiſe, das „Emporkommen" hat er nie gekonnt. Er blieb mit ſeinen feſten Füßen dort ſtehen, wo er von Jugend auf hingepflanzt war, auf dem Boden von ſeinesgleichen. Den Sprung von der Vorſtadt in die Stadt hinein hat er nie gemacht. Er war ein ehrlicher, braver Kerl, ein armer Teufel mit ſeinem ſchmalen, bartumränderten Geſicht, aus dem zwei große, dunkle Augen halb trotzig, halb melancholiſch blickten.



Oben:
Michael Neder, Selbſtbildnis als Schuſtergeſelle.
(Städt. Sammlung, Wien.)

Rechts:
Zwei Weinbauern beim Trunk.
(Galerie Welz, Salzburg-Wien.)

Von seinen zwei besten Selbstbildnissen stellt ihn das eine mit Arbeitsschürze und aufgekrempelten Hemdärmeln, in der Hand einen Schuhleisten haltend, dar, das zweite zeigt ihn — am Wirtshaustisch. Das ist stofflich typisch für ihn. Es ist hier aber gleich zu sagen, daß dieses Bild in mystisches Hell-Dunkel getaucht, von fast rembrandtischer Kraft ist, ein Bild voller Rätsel, hinter dem man eine eminente Malernatur spürt. So ist es auch bei anderen Bildern: ein Vorhang wird aufgerissen und gibt den Blick frei in eine seltsame seelische Tiefe. Der Schustermaler hat schon gewußt, warum er die Menschen nicht erst äußerlich herauszuputzen brauchte.

Michael Neder ist zeitlebens ein großes Kind geblieben. Etwas in ihm war immer zaghaft. Die Fachleute seiner Zeit haben es vielleicht als einfältig, unausgegoren, unbeholfen bezeichnet. Man hat ihn nie sehr ernst genommen, und daß seine Bilder auf den großen Ausstellungen in einer Zeit, die das elegante Frauenporträt und beschwingten, phantasievollen Bildnisinhalt bevorzugte, kaum Aufsehen erregten, ist ohne weiteres glaubhaft.

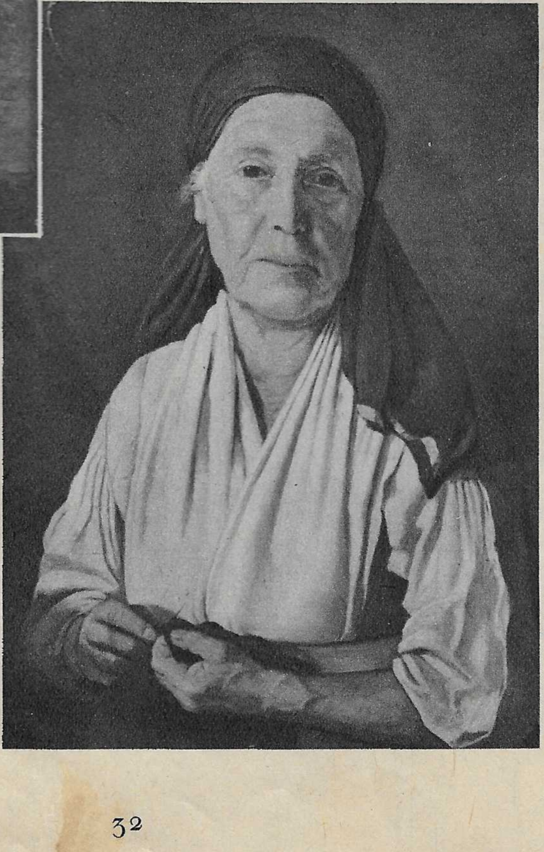




geboren, einer Schusterfamilie entstammend, Mutter früh gestorben, Martyrium unter einer Stiefmutter. Der Bub schläft auf einem Dachboden, wo ihm der Wind den Schnee aufs Bett treibt. Schusterlehrbubenzeit. Nebenbei Zeichnen. Eine Gönnerin bringt ihn an die Akademie zu Gselhofer. Harte Zeiten trotz Zuerkennung eines Preises. Mit vierundzwanzig Jahren aus Not wieder zurück zum Schusterberuf. Nach drei Jahren neuerlich zur Malerei. Neue Not.

Vorstadtmalerei ... Daß aus diesen Bildern aber Herzblut sprach, daß sie gemalt waren als innerliche Bekenntnisse, daß sie Zeugen echten, unverfälschten Volkserkennens waren, hat damals niemand daraus entnommen. Erst die Zeit hat das gründlich geändert. Heute steht uns Michael Neder näher als manche Erscheinungen seiner Epoche, weil er volksverbunden ist. Diese Volksverbundenheit vergilbt nicht und bekommt keine Patina. Michael Neder ist zeitnah, weil er menschennah war.

Die Galerie Welz (Wien-Salzburg) hat kürzlich die Werke Neders gesammelt und in mehreren Ausstellungen gezeigt. Dazu hat Karl Hareiter in einem Ausstellungskatalog Teile aus einer Selbstbiographie Neders veröffentlicht. Sie geben ein erschütterndes Bild dieses Malerlebens. 1807 in Oberdöbling



Oben:

Knabe mit Bernhardinerhund.
(Galerie Welz, Salzburg-Wien.)

Mitte:

Bildnis eines Weinbauern.
(Privatbesitz, Wien.)

Unten:

Alte Bäuerin.
(Privatbesitz, Wien.)

„So war es bei mir ein ewiges Steigen und Fallen." Reise mit einem Gönner in die Alpen, Rückkehr nach Wien, Kopiertätigkeit, Übersiedlung in die Vorstadt Sievering. Einsames, familienloses Leben. Der Schustermaler! Krankheit und Armut. 1882 gestorben.

Neders gesamtes Lebenswerk galt seiner engeren Umwelt. „Beflügelte Phantasie" kannte er nicht. Er malte, was die bäuerliche, weingesegnete Vorstadt bot, Wirtshausszenen, Begebenheiten des Landlebens, Kühe, nüchterne und betrunkene Menschen. Schon allein die Ehrlichkeit und Ungeschminktheit dieser Themen ist ergreifend. Er brauchte keine „ideale Sphäre", seiner Kunst offenbarte sich die Heimat. Dabei war sein Horizont keineswegs eng. Neder hat eingehend die Wiener Galerien studiert, besonders die alten Meister, die das bäuerliche Leben schilderten, Ostade, die Teniers, die Breughel, Brouwer, Jan Steen.

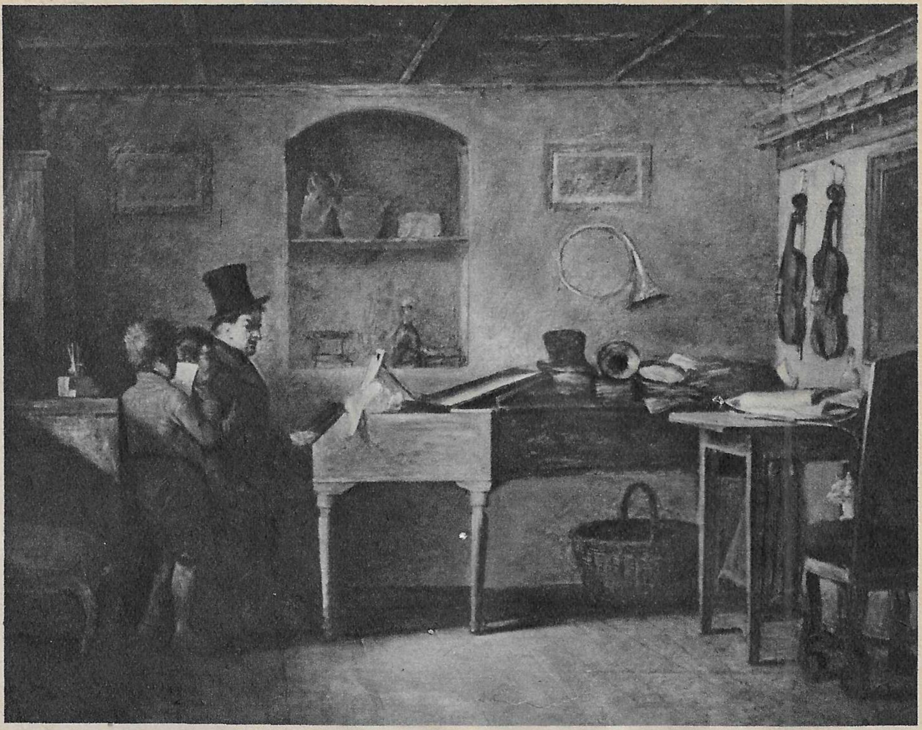
An der Grenze von Stadt und Land, in der Heurigengegend, wurde er dann der Maler der dortigen Menschen, ein naiver Sittenschilderer. Unschwer stellt man seine Zusammenhänge mit dem damaligen künstlerischen Wien her, die Neigung zur Schilderung des bürgerlichen Lebens, zur Romantik der Biedermeierzeit, zum genrehaften Motiv. Aber er verfiel, seinem Wesen nach kein polierter Städter, nicht der Glätte. Eine gewisse rauhe Art drang immer durch, eine instinktive Grundehrlichkeit. Manche Bilder erinnern an Waldmüller, aber sie sind herber, weniger virtuos gemalt, unabsichtlicher, echter im Gefühl. Gewiß, auch weniger „gekonnt". Bei Neders Stallbildern denkt man an Gauermann, der ihn förderte, beim Bildnis einer alten Frau an Amerling.

Aber während seine großen Zeitgenossen die Welt durch das Prisma einer bedeutenden Malkultur sahen als Künstler, die am Endpunkt einer Entwicklung standen, war Neder am Anfang einer solchen. Der letzte Wiener Bauernmaler, wie er genannt wurde, ist zugleich der erste wirkliche Realist. Von seinen Weinbauern, diesen ernsten, sachlichen Typen, geht ein Weg zu Leibl. Sie sitzen da, ohne Beschönigung, ihr Wesen liegt klar und unverhüllt vor dem Beschauer. Aber welche Kraft der Darstellung schlummert in diesen Bildern! Alles ist seelisch festgefügt, wurzelt im Boden. Da ist echtes Blut. Mit Ergriffenheit fühlt man: dem armen Schustermaler in Sievering war es gegeben, das zu sehen und zu schildern, was uns das Heiligste ist: das Volk. Er wächst, seit fast sechzig Jahren tot, aus der Vergangenheit empor, während manche seiner Zeitgenossen verblassen.

Michael Neder war kein berühmter Maler. Aber er war mit dem Pinsel in der derben, schwieligen, ehrlichen Hand ein treuer Bekenner und Verkünder seines Volkes, einer jener Männer, von denen aus die Kunst immer wieder neuen Anfang nimmt. Mit diesem Ehrentitel geht er in die Kunstgeschichte der Ostmark ein.

*

Die Aufnahmen der Gemälde Michael Neders stammen vom Lichtbildner Julius Scherb, Wien.



Die Singstunde. (Sammlung Pierer, Wien.)

Ländliche Szene. (Privatbesitz, Mannheim.)



Frau und Heim



Die Schönheit eines jungen Antlitzes wird durch diskreten Schmuck – einen mit Markasiten besetzten Silber-Klipp und zierlich geformte Ohrringe – geschmackvoll erhöht.
Lichtbilder: Erich Balg, Berlin.

Wie uns Schmuck kleidet

Die Annahme, daß der Schmuck nur dazu da ist, um kostbar zu sein, will uns Frauen durchaus nicht gefallen. Schmückt sich doch das kleinste Mädchen bereits mit einer Schleife oder irgendeinem zierlichen Tand, der gewiß nicht beanspruchen kann, für wertvoll gehalten zu werden. Schmuck steht immer im persönlichsten Zusammenhang mit seiner Trägerin und bietet doch auch manch reizvollen Gegensatz. Schmuck soll nicht den Neid des Nächsten, aber seine Bewunderung erwecken, und die Kunst, sich zu schmücken, hat nichts mit dem Wert des schmückenden Gegenstandes zu tun. Sich geschmackvoll zu schmücken, ist eben eine Kunst.

Eine Fülle von einfallsreichen Schöpfungen wirft die deutsche Schmuckindustrie auf den Modemarkt, auf den gerade jetzt, vor Weihnachten, die Aufmerksamkeit gelenkt wird. Halbedelsteine und synthetische Steine in farbig bezaubernden Zusammenstellungen ergeben die Materialien für modernen Schmuck. Blüten aus blitzendem Metall, Ohrklipps, in Muschelform, schmale, schleifenartig verschlungene Broschen mit farbigen Steinen und die dazu passend gearbeitete Armspange — dies alles vermag ein Kleid reizvoll aufzuputzen und die Schönheit der Trägerin zu erhöhen.

Ein geschmackvoll mit Markasiten besetzter Silberklipp ziert das einfache schwarze Samtkleid einer jungen Frau, auch in ihrer Handtasche liegen Puderdose und Lippenstift mit wirkungsvollen Blatt- und Blütenmustern. Reizvolle Halsketten mit zierlichen Rosettengliedern müssen nicht aus Gold sein; Dublee wird schon so schön verarbeitet, daß es kaum noch davon zu unterscheiden ist. Turmalin und Carneol ersetzen teure Edelsteine; wer aber nach wertvollerem Material sucht, greift nach einer hübschen Bernsteinkette, die das einfachste Kleid festlich verwandelt.

Die Wirkung von breiten Halsketten und Armspangen wird auch durch Perlstickereien in Japanrosa und Silbergrau und anderen schön aufeinander abgestimmten Farben erzielt, ein Beweis, daß die Frau immer wieder nach neuen Einfällen sucht, um die Einfachheit des geschmackvollen Kleides und damit auch die eigene Schönheit zu heben.



Künstlerischer Schmuck – ein formvollendetes Armband, goldmattiert, in Verbindung mit synthetischen Steinen und ein schöner Ring – heben die anmutvolle Schönheit von Frauenhänden.

Neues von der Wiener Mode

Den Wiener Modellschöpfern vermochten kriegswirtschaftliche Schwierigkeiten wenig anzuhaben; ihr Vorrecht, Neues zu bringen und Geschmackvolles zu erzeugen, bleibt auch im Krieg gewahrt: die Wiener Kollektionen im „Haus der Mode" verblüffen durch ihre Schönheit in Form und Ausführung.

Fern von fremdem Einfluß entwickelt sich die Wiener Eigenart. Jersey und Pelze, Hüte und Taschen, Schirm und Handschuh — alles, was zur kultivierten Erscheinung der Frau gehört, entsteht in Wien, in jener eigenartigen Anmut, die nichts mit Luxus zu tun hat, denn jedes kleinste Stück des Wiener Beiwerks dient dem täglichen Gebrauch, es bleibt in seiner handwerklich-künstlerischen Ausführung allerdings stets etwas Persönliches. Wien erzeugt eben keine Dutzendware für die große Masse. Die Wiener Putzmacherin liebt es, ihrer Kundin einen Hut zu arbeiten, der sie allein kleidet, und die Wiener Modellschöpferin wagt es, ruhig zu sagen: „Nein, das gewünschte Kleid ist nur für 56 cm Taillenweite. Aber ich hab' was anderes, ganz Besonderes für Sie..." Und die Besucherin berät, wählt und wird erst dann eingekleidet, wenn sie so aussieht, wie man sich eine Wienerin gern vorstellt und zum Vorbild nimmt.

(Fortsetzung auf Seite 37.)







Schmale, schleifenartig verschlungene Brosche in Dublee mit synthetischem Turmalin, ähnlich geformte Armspange und ein reizendes Gliederarmband ergänzen das einfache, schöne Kleid.

Oben rechts:
Von besonderem Reiz sind der zierliche muschelförmige Ohr-Klipp und die blitzende Metallblüte.
Aufnahmen: Erich Balg, Berlin.

Unten rechts:
Sportliches für unsere Jugend.
Ein weißer Wollsweater mit Rollkragen wird durch verschiedenfarbige intarsierte Vierecke belebt und steht ausgezeichnet zur modernen, gestrickten Kapuze.

Soldatenweihnacht

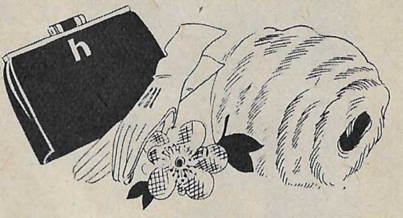
Soldatenweihnacht! Die Väter haben sie mitgemacht und die Söhne machen sie mit; die einen sitzen in der Kaserne, die andern in der großen Runde der fernen Grenzen und manchmal kämpfen Vater und Sohn beim gleichen Regiment. Jeder denkt draußen an die Heimat, und die in der Heimat denken hinaus. Da und dort trifft bereits ein geheimnisvolles Paket ein; es kann daheim nicht früh genug zur Post getragen werden. Ein Tag zu spät, und die wahre Weihnachtsfreude wäre dahin.

Was legen wir nun — fein säuberlich in Seidenpapier und mit Silberband verschnürt — in solch eine Weihnachtssendung hinein? Da wäre vor allem das Buch und die Zigarette, ohne die es keine Mußestunde und wenig Genuß gibt. Auch auf Briefpapier soll nicht vergessen werden, kommt es doch letzten Endes auch uns zugute. Der kleine zusammenlegbare Bilderrahmen aus Leder mit den letzten Aufnahmen von Frau und Kind, der Braut oder den Eltern, wie sehr erfreut er gerade an diesem Tag das Auge des Beschenkten. Spielkarten sind stets willkommen. Auch das Rebenblut in allen seinen Formen und Sorten wird nicht verschmäht, Liederalben für die Ziehharmonika machen Freude, denn einer ist stets unter den Kameraden, der sie trefflich spielt, und ein Lied gehört einmal zu unsern Soldaten.

Wer es wagt, auf lange Sicht eine Weihnachtsmehlspeise zu machen, muß sich dies reiflich überlegen. Harte Bäckereien, Lebkuchen, Keks und auch Stollen halten sich gewiß lange genug; ein Kärntner Reinling oder ein Tiroler Gugelhupf hingegen sind so gut, daß sie gleich gegessen werden wollen. Ein Kletzenbrot oder ein Zelten dürfte es bis zum Fest aushalten, vorausgesetzt, daß der Soldat es aushält, so lange zu warten.

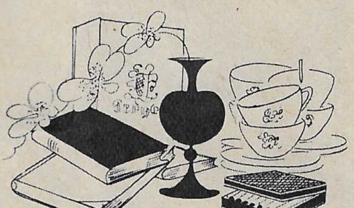


WUNSCHZETTEL meiner lieben Frau....

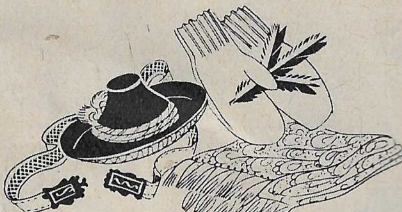


LIEBER MANN!

Handtasche und Handschuhe, aufeinander abgestimmt, Muff und Ansteckblume



Bücher — meinetwegen auch Kochbücher —, ein Blumenglas in Regenbogenfarben, Kölnisch-Wasser, Teegeschirr und Zigarettenbehälter,



ein Tirolerhut, der Gürtel mit handgehämmerter Schnalle, gestrickte Fäustlinge in Rot und ein handbedruckter Schal,

das sind die Weihnachtswünsche
DEINER FRAU.

Und was es sonst noch zu schenken gibt, wer dächte nicht selbst noch darüber nach? Täglich und stündlich geht ein lieber Wunsch in den vorweihnachtlichen Tagen mit uns herum; er wartet nur darauf, erfüllt zu werden, um in festlich ernster Zeit Freude und Liebe hinauszutragen zu unseren Soldaten.

Puppenkleider für unsere Kleinen

„Mein Pupperl braucht keine Kleiderkarte", berichtete letzthin die kleine Franzi, „meine Mutti hat die Puppe mit meinen alten Kleidern angezogen". Nun ist das große Einmaleins „Von alt mach' neu" auch in die Puppenstube eingezogen, und überall halten die Kleinen eifrigst Ausschau, ob nicht da oder dort ein Restchen für ihre Kinder geopfert werden kann.

Vor dem Fest läßt sich allerdings auch die Mutter allerlei Geheimnisvolles durch den Kopf gehen; in stillen Abendstunden, wenn die Kleinen schlafen, beschäftigt sie sich mit der Puppenschneiderei. Meist halten die sommerlichen Blusen- und Kleiderreste für diese kleine Garderobe her. Die Kleidchen sollen selbstverständlich so geschickt genäht sein, daß die Puppen vom Töchterchen beliebig an- und ausgezogen werden können.

Wer sich also um ein Weihnachtsgeschenk für die Jüngste bemüht, sucht nach einem größeren Holzkistchen; wenn der Vater geschickt genug ist, bastelt er einen kleinen Schrank daraus, oder man trägt ihn beizeiten zum Tischler, damit er besonders hübsch und künstlerisch angefertigt werden kann. Kleine Bügel werden mit farbigem Garn überhäkelt, die Türen bunt tapeziert oder gar mit der Hand bemalt, und dann kann der ganze Kleiderstaat hineingehängt werden.

Solch ein Schrank mit der ganzen Puppengarderobe — welche Freude für die kleine Puppenmama, die sich nun stundenlang unterhalten kann, die Lieblingspuppe spazieren zu führen und vorher, dem Ausflug entsprechend, passend anzukleiden. Ein kleiner Koffer mit der Wäsche oder eine hübsche Truhe im Stil des Kastens darf selbstverständlich nicht fehlen. Selbst Puppenschuhe lassen sich aus Samtresten, Brokatstücken oder Stofflecken leicht herstellen, und wer sich gar noch mit einem Muff an der Kette und dem Puppenhut beschäftigt, wird für seine Liebesmühe durch den Kinderjubel beim Weihnachtsfest gewiß reichlich belohnt werden.





Wie viel Mühe und Liebe wurde für die Herstellung richtiger Schnitte der berühmten „Ganztagskleider" verwendet, die der berufstätigen Frau den richtigen Dienst leisten und auch den Zweck erfüllen, im Krieg das lange Abendkleid zu ersetzen. Knappe Taillen, kurze Röcke, gewickelte Rockteile an schmal gehaltenen Kleidern, Fledermausärmel und blusige Rückenlinien, dies sind die Umrisse der Mode 1940, die ihrem Stil getreu geblieben ist.



Oben links:

Schickes kastanienbraunes Kostüm mit kurzem, kragenlosem Jäckchen und gezogenen Seideneinsätzen. Wiener Modell.

Oben rechts:

Flottes Wiener Jungmädchenkleid mit geschickter Verarbeitung des gestreiften Jersey-Materials.

Unten:

Ein Paletot in Hermelinimitation.

Lichtbilder: Otto Tomann.



Aus dem Bestand unserer Modehäuser zu wählen, fällt gewiß nicht schwer. Reizende Fellmäntel mit Kapuzen oder Stoffmäntel mit fellverbrämten Kapuzen wetteifern mit kurzen Pelzboleros. Silberfuchspompons prangen auf den Hüten und „Ruten" randen den Muff aus Samt. Leder und Jersey werden zu sportlichen Modellen verarbeitet. Stoffmäntel erhalten ganze Teile aus Fell eingesetzt und der Fellmantel wird mit Kanten aus Stoff oder Leder gerandet. Weichflauschige Mäntel mit großaufgesteppten Taschen sind Begleiter der Kostüme, die ohne der sportlich winterlichen Hülle zu kalt sein würden.

Und die Jerseymode! — Welche Fülle von Eigenart, wie viele reizende Einfälle in der Zusammenstellung fremder Farben und Materialien! Leuchtend schöne Töne — Rotlila, Blaulila, Smaragdgrün — erfreuen das Auge. Zartes Japanrosa mit hellem Grau ergeben die Farben eines reizvollen Wiener Kleides, wogegen Braun mit hellem Sand die Überlieferung einer alterprobten Farbenmischung bewahrt.

Dreiklang am Tannenbaum

Nuß, Apfel und Lebzelt — Dreiklang am Tannenbaum. Und doch erscheint es rätselhaft, warum es den Menschen einfiel, die grünen Tannen- oder Fichtenzweige mit aufdringlichen Schmuckgegenständen zu behängen. Die Nadeln bleiben unter dem Silberschmuck verborgen, die Baumspitze steckt in einer silbernen Röhre, auf der eine buntschillernde Rosenstockkugel prangt, Goldfaden und Watte hüllen den edlen Stamm ein. Überladen ragt der Baum bis zur Decke, ein Prunkstück der guten Stube wohl, aber bar jeder Waldesheimlichkeit.

Bei solch einem Anblick fallen uns die weihnachtlichen Holzhauerhütten ein: mitten auf dem schweren Eichentisch steht ein kleines Bäumchen, geschmückt mit roten Äpfeln, Nüssen, Lebkuchenfiguren, Ährenbüscheln und naturfarbigen Kerzen aus Bienenwachs; wenn sie brennen, beginnt





Seligkeit

Erde so schön,
Himmel so weit,
über den Höh'n
blaue Unendlichkeit!

Sonne und Glanz
über dem Feld,
füllet mich ganz
süßer Zauber der Welt.

Bleibe, o bleib
Sonne und Traum!
Weltzauber, treib
mich in den blauen Raum!

Ahnungsvoll schwebt
Seele und Herz.
Göttliches hebt
mich über allen Schmerz.

Erde so schön,
Himmel so weit,
über den Höh'n
blaue Unendlichkeit!

Erich Kofler

Von oben nach unten:

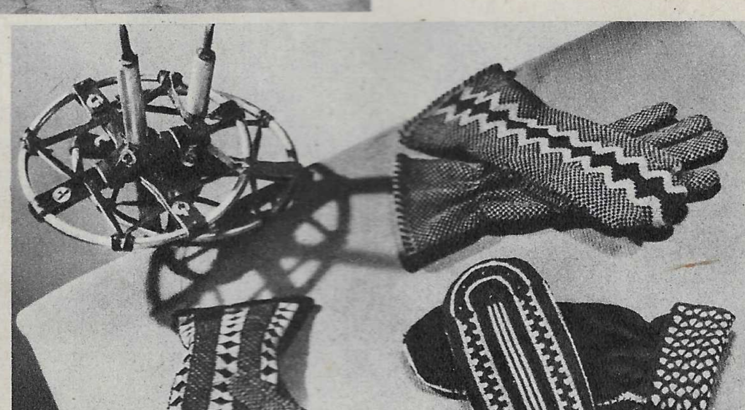
Beispiel eines neuartigen, ebenso geschmackvollen wie praktischen Schreibtisches mit Kartotbekladen und Bücherraum.
Lichtbild: Becker & Maaß (Schostal).

Behagliche Wohnzimmerecke in moderner Gestaltung.
Lichtbild: Schostal.

Praktisches für den Wintersport.
Zweifarbige Wabenmuster, nordische Motive, für Handschuhe und Fäustlinge in der Wiener Strickmode.

es weihnachtlich zu duften, und das Bäumchen leuchtet in seiner ganzen Schönheit. Wie den Norddeutschen der friesische, blattgrünumwundene Bogen mit seinen roten Äpfeln, Kerzen und Backfiguren als Symbol des Lebensbaumes den weihnachtlichen Zauber versinnbildlicht, versetzt uns Ostmärker der einfachste Tannenbaum ohne Prunk in die zarteste Stimmung.

Und gerade in diesem Jahr, da unsere Gedanken in heimlicher Liebe bei manchen Teuren in der Ferne weilen, soll das Weihnachtssymbol in schlichter Bescheidenheit das vereinsamte Heim schmücken. Eigentlich nur, um den festlichen Tag zu unterstreichen, wird hier das Waldesgrün sich um die Kerzen schmiegen, dort auf dem festlichen Abendtisch zwischen den Gedecken liegen, da nur das Bild eines teuren Dahingegangenen schmücken. Und wenn wir, in der Gemeinschaft helfend, unsere Kräfte einsetzen, entflieht die Öde der Einsamkeit, die uns zu unterjochen droht, uns bald. Überall gibt es zu teilen, Wärme zu verbreiten, Geschenke vorzubereiten, kurz, jenen Schein der Liebe zu verströmen, der den kostbar geschmückten Weihnachtsbaum weithin überstrahlt.





ABENTEUER IN DEN ANDEN

»**Bayer**«-Reisende bewegen sich nicht nur auf breiten und bequemen Straßen. Sie dringen auch über alle Hindernisse hinweg bis in die entlegensten menschlichen Siedlungen. In südamerikanischen Ländern unternehmen sie Reisen, auf denen gefahrvolle Abenteuer zu bestehen sind. Sie ziehen in den Hochländern mit Mauleseln über schnee- und eisbedeckte Höhen von 4–5000 Meter, oder sie wandern auf schmalen Indianerpfaden tagelang durch tiefe Urwälder. Aber überall, bis in die entlegenen und weit zerstreuten Siedlungen, wird der »**Bayer**«-Reisende mit großer Freude begrüßt, denn er bringt die helfenden und rettenden Arzneimittel. Er bringt als kühner Wegbereiter die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft bis tief in die Wildnis. Er ist die Verbindung mit der Kultur.

BAYER

ARZNEIMITTEL



Die kleine Nachtmusik

Eine Weihnachtsgeschichte von Gert Lynch

Am 24. Dezember nachmittags gegen fünf Uhr stieg aus der Polsterklasse des Schnellzuges ein vornehmer Herr. Das Haar an den Schläfen hatte schon einen silbrigen Schimmer, aber der federnde Schritt und das frische Gesicht zeigten einen Mann in den besten Jahren. Er hatte die Hände in den Manteltaschen und unter dem Arm einen Geigenkasten, den eine graue Hülle umschloß. Er gab dem Gepäckträger einen Auftrag, spähte eifrig umher, und ging dann als Letzter durch die Sperre. Hier wartete er noch ein Weilchen, und da niemand kam, zuckte er die Schultern und verließ den Bahnsteig.

Sein Gepäck war bereits in dem hohen rotbraunen Hotelwagen untergebracht. Der Wagenführer nahm höflich die Mütze ab und riß den Schlag auf. Der Gast aber winkte ab. Er hatte Verlangen nach frischer Luft und war gewillt, den Weg zu Fuß zu gehen. Den Geigenkasten, nach dem der Diener die Hand ausstreckte, behielt er bei sich.

Der öffentliche Weihnachtsbaum vorm Bahnhof strahlte mit seinen elektrischen Kerzen. An den Leitungsdrähten hing dicker Rauhreif. Die ersten Läden wurden geschlossen, und die letzten Fichten von Straßenhändlern feilgeboten. Alle Leute hatten es eilig, nach Hause zu kommen.

Der Fremde schlenderte die Straße entlang und war enttäuscht, daß er nicht abgeholt worden war. Mit Unlust dachte er an die unpersönliche Weihnachtsfeier, die im Hotel bevorstand. Er hatte sich den Weihnachtsabend mit der Jugendfreundin so schön ausgemalt, und nun war doch nichts daraus geworden. „Sollte ich wider Erwarten nicht an der Bahn sein", hatte sie geschrieben, „dann bin ich unabkömmlich."

Er blieb stehen und überlegte, ob er einen seiner Bekannten, die er in dieser Stadt hatte, anrufen sollte. Vielleicht den alten Akademieprofessor Meisel? Nein, den Meisel lieber nicht, der hatte Familie, und da gehört ein Außenstehender an solchem Abend nicht hinein. Aber der Dingsda, wie hieß er nur gleich, der Leiter der Staatsoper, der war Junggeselle und würde sich vielleicht sogar freuen. —

Da wurde er plötzlich von hinten hart angefaßt und so heftig zurückgerissen, daß der Geigenkasten rutschte und in einen Schneehaufen fiel. Im selben Augenblick kreischten wiehernd die Bremsen eines Kraftwagens auf. Eine Faust drohte zum Schlagfenster heraus, und eine wütende Stimme schrie: „Der Sakramenter, der! Guckt in der Luft rum, statt daß er acht gibt! Die dümmsten Sachen hätten passieren können!" Dann sprang der Motor wieder an, und der Wagen eilte weiter.

Der Fremde, dem der Schreck in die Glieder gefahren war, war so verstört, daß der junge Mann, der ihn zurückgerissen hatte, sich bückte und den Violinkasten aufhob.

„Da", sagte er, „haben Sie Ihren Kasten wieder, hoffentlich hat es die Geige gut überstanden!"

Der Fremde holte tief Atem und reichte dem jungen Mann die Hand. „Recht vielen herzlichen Dank", sagte er. „Wenn Sie nicht rechtzeitig eingegriffen hätten, wer weiß —"

„O bitte, bitte", sagte der junge Mann, der einen breitkrempigen schwarzen Hut und eine flatternde Schleife trug, „man tut, was man kann."

Es ergab sich von selbst, daß sie den Weg gemeinsam fortsetzten. „Sie sind Künstler?" fragte der Fremde.

„Ja, ich bin Maler und habe gerade ein Weihnachtsbild abgeliefert."

„Hoffentlich brachte es auch ein gutes Honorar ein", bemerkte lächelnd der Fremde.

„Leider nicht", sagte der Maler bitter.

„Und ich", erzählte der Fremde, „ich komme eben vom Bahnhof und bin auf dem Wege zu meinem Hotel."

„Dann sind Sie nicht zu beneiden, wenn Sie an diesem Abend keinen anderen Aufenthalt haben", sagte der Maler.

„Da haben Sie allerdings recht", antwortete leise der Fremde.

Als sie unter der nächsten Bogenlampe waren, blickte der Maler dem Fremden scharf ins Gesicht und sagte dann unvermittelt: „Hören Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, so kommen Sie doch zu mir in das Atelier. Ich habe zufällig auch keine Gesellschaft, und da eine Kiste von zu Hause eintraf, und es zu zweit besser schmeckt, stifte ich das Essen, und Sie selbst tragen zur Verschönerung des Abends bei, indem Sie etwas auf Ihrer Geige vorspielen. Sie können doch spielen?"

„Gewiß", sagte der Fremde, wobei er ein Lächeln unterdrückte.

„Na also", sagte der Maler, „wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?"

„Ausgezeichnet!" sagte der Fremde, „ich gehe mit!"

Die Bereitwilligkeit, mit der die Einladung angenommen wurde, deutete der Maler nach seiner Art. Sicher, dachte er, ist dieser gutgekleidete Geiger letzten Endes ein armer Teufel. Vielleicht ist er gar ohne Stellung, denn sein seltsames Verhalten, das beinahe zu einem Unglück geführt hätte, war ganz das eines Menschen, der den Kopf voller Sorgen hat. Und der Maler beschloß, ihm eine doppelte Wurstportion vorzulegen. Laut sagte er, als sie dann um die Ecke bogen: „Wir sind gleich da. In dieser Seitenstraße, neben der zweiten Gaslaterne, dort wohne ich."

Unterwegs zog der Fremde unauffällig einen schweren Brillantring vom Finger.

Sie traten in einen zugigen Hausflur und stiegen die schlechtbeleuchtete, knarrende Treppe hinauf bis zum vierten Stock. „Gottfried Hertling" stand auf dem Türschild.

Der Maler schloß auf, drehte das Licht an und wies auf die Kleiderhaken im Vorraum. Sie legten ab, und Hertling öffnete die Tür zum Atelier.

Ein mächtiges, schräges Fenster, das voller Blattpflanzen war, beherrschte den Raum. Während der Gast Platz nahm und die Bilder an den Wänden betrachtete, legte Hertling Holz und Kohlen auf, und bald begann es im Ofen zu knäckern.

„Zuerst", sagte Hertling, „müssen wir wenigstens so viel Geschirr abwaschen, wie wir brauchen." Und er fing an, Teller und Tassen unter der Leitung abzuspülen, und bat den Gast, das saubere Handtuch vom Halter zu nehmen und das Abtrocknen zu besorgen.

„Sie scheinen das nicht oft getan zu haben", bemerkte Hertling, als er sah, wie umständlich der Gast hantierte.

„Kein Wunder", entgegnete dieser, „wenn man nirgends zu Hause ist und von einem Hotel ins andere muß."

Dann setzte Hertling das Teewasser auf und deckte den Tisch, und zwischendurch sprach er von seinen Gemälden, und daß er im Frühjahr eine Kollektivausstellung vorhabe.

„Welches Bild gefällt Ihnen denn am besten?" fragte er in selbstsicherem Ton, so wie man ihn Laien gegenüber anschlägt.

„Die kleine Nachtmusik dort", antwortete ohne zu zögern der Gast und wies auf ein Ölstück, das ein Gartenhaus mit hell erleuchtetem Fenster darstellte, auf dessen Vorhang der Schatten eines Flötenspielers lag.

„Merkwürdig", sagte Hertling betroffen. „Ich zerbreche mir wochenlang den Kopf, wie ich das Bild taufen soll, und Sie finden im Handumdrehen den richtigen Namen dafür. Übrigens ist es wirklich mein bestes Bild. Wenn Sie auch so gut spielen können, wie Sie urteilen, dann müssen Sie wirklich was los haben!"

„Man tut, was man kann", sagte der Gast und wandte sich mit zuckenden Mundwinkeln ab.

Hertling goß den Tee auf, und dann setzten sie sich an den Tisch. Würste, Käse und Ölsardinen lagen auf dem Teller. In einem Körbchen standen Backwerk, Äpfel und Nüsse bereit. „Greifen Sie zu und lassen Sie sich nicht nötigen", sagte Hertling, schnitt einige Scheiben Brot vor und hieb ein.

„Gesegnete Mahlzeit", sagte der Gast und langte zu.

„Später", sagte Hertling mit vollem Munde, „trinken wir noch eine Flasche Wein!"

So aßen sie, bis sie satt waren, und redeten dabei von diesem und jenem.

Dann holte Hertling das Bäumchen aus der Ecke, stellte es auf den Tisch, brannte die roten Kerzen an und drehte die Lampe aus. Die Flämmchen flackerten leise, und an der Decke hüpften die Schatten wie Frösche umher. Ein Nadelästchen fing Feuer, knisterte und rauchte und verbreitete einen herzhaften Geruch.

Hertling klemmte die Flasche zwischen die Knie, bohrte den Kork an und zog ihn mit einem kleinen Knall heraus. Der Wein gluckste in die Gläser, und sie stießen an.

„Auf die Kunst, lieber Hertling", sagte der Gast, „und auf daß es Ihnen gedeiht!"

„Danke", sagte Hertling, „und auf frohe Weihnacht!"

Jetzt hielt der Gast die Zeit für gekommen. Er griff nach seinem Kasten, zog die Hülle herunter, hob den Deckel und nahm die Geige zur Hand. Sie sah aus wie jede andere Geige. Hertling trat näher. „Hat ihr der Sturz geschadet?" fragte er.

„Es fehlt nichts", sagte der Gast und stimmte die Saiten. Dann schraubte er den Bogen zurecht, setzte die Geige an und begann zu spielen.

Hertling steckte sich eine Zigarre an, legte sich auf den Divan und sang mit. Aber er verstummte bald wieder, als er fühlte, daß seine rauhe Stimme sich nicht mit der Stimme der Geige vertrug.

Der Gast lächelte fein, leitete ohne zu unterbrechen auf andere Melodien über und spielte, indem er im Raum auf- und abging, immer eindringlicher und inniger. Hertling erkannte klassische Weisen und wurde aufmerksamer, und allmählich sanken alle gewöhnlichen Gedanken, die gleich grauen Wolken sein Gemüt bedeckten, in ein Nichts zusammen, und in seiner Vorstellung wölbte sich in unermeßlichem Bogen die schimmernde Unendlichkeit. Er vergaß auf das Rauchen, und die Zigarre erkaltete. Eine Kerze nach der anderen erlosch, er merkte es nicht. Die klaren Wintersterne zitterten in bunten Fünkchen durch das große Atelierfenster und tauchten den Raum

in ein Zwielicht, in dem die Umrisse der Dinge untergingen und die Zwischendinge und Hintergründe lebendig wurden. Und im Innern des Malers begann etwas zu schmelzen und ein Gefühl sich auszulösen, das unsäglich schön war, aber dem Schmerz nahe verwandt schien. Er legte die Hand auf die Brust, doch das Ziehen darunter wuchs und wuchs, und die edlen Töne der Geige schneiten mitten in sein Herz hinein wie in einen Brunnen, der immer voller wurde und endlich überlief. Hertling wischte sich die Lider.

Es dauerte lange, ehe die kleine Nachtmusik zu Ende ging und der Gast sacht die Geige weglegte.

Hertling erwachte wie aus tiefem Traum, erhob sich und drückte dem Geiger stumm die Hände. Eine Weile saßen sie noch in beredtem Schweigen beisammen, tranken den Wein aus und ließen den Abend ausklingen, der für Hertling ein großes Erlebnis gewesen war.

Um Mitternacht stand der Gast auf und machte sich fertig. Hertling geleitete ihn bis zur Straße hinunter. „Besuchen Sie mich recht bald wieder", sagte er beim Abschied, „ein gedeckter Tisch und, wenn Not am Mann sein sollte, ein paar Mark sind immer für Sie bereit!"

Während Hertling wieder ins Atelier hinaufstieg, erinnerte er sich, daß er versäumt hatte, den Geiger nach seinem Namen zu fragen, und auch danach, in welchem Lokal er spiele. Nun, dachte er, er wird schon von sich hören lassen. Und ausgeglichen wie schon lange nicht mehr legte er sich zu Bett.

Wenige Tage nach Weihnachten fand sich im Atelier ein fremder Herr ein, der sich als auswärtiger Kunsthändler vorstellte und die Bilder besichtigte. Schließlich kaufte er in geheimem Auftrag die „Kleine Nachtmusik" ohne mit der Wimper zu zucken zum höchsten Preise, den Hertling mutig genannt hatte.

Im Jänner dann, als der Geiger noch immer nichts hören ließ, machte sich Hertling selber auf und hielt bei allen großen Kapellen der Stadt Nachschau. Aber es war umsonst.

Hertling erfuhr nie, daß es der Geigerkönig K. gewesen war, der ihm am Weihnachtsabend auf einer Stradivari vorgespielt hatte, und der in den Hauptstädten der ganzen Welt seine Meisterkonzerte gab.

Der böhmische Hansel

Zwei Räubergeschichten aus dem Sudetenland

Von Oskar G. Foerster

Der böhmische Hansel war ein verwegener Räuber, der vor hundert Jahren im Böhmerwald hauste und alle Landstraßen und Waldwege unsicher machte. Viele Bauern, die vom Markt in ihr Heimatdorf zurückkehrten, wurden von dem Raubgesellen überfallen, der ihnen urplötzlich mit gespannter Pistole aus dem Wald entgegentrat und ihr Geld forderte.

Einmal aber ist es dem Hansel sehr leicht geworden, seinem bösen Handwerk zu einem klingenden Erfolg zu verhelfen. Da war ein Bauer aus Haselbach vom Markt heimgefahren. Die Straße führte weit vom Walde ab, mehrere andere Wagen folgten dem Bauern, und der Hansel konnte es nicht wagen, den Bauern auf der Landstraße anzuhalten. Aber weil er auf dem Markt gesehen hatte, daß der Bauer dreihundert Gulden für sein Korn bekommen hatte, schlich er in einiger Entfernung dem langsam fahrenden Wagen nach, bis er Haselbach erreichte.

Es war inzwischen dunkel geworden. Der Hansel wartete, bis der Bauer ins Haus gegangen war, dann ging er leise in den Hof und stellte sich unter das offene Stubenfenster. Ein großer Hund kam auf ihn zu, aber der Hansel lockte ihn zu sich und gab ihm ein Stück Wurst. Da blieb der Hund still und leckte ihm zutraulich die Hand.

Indessen saß der Bauer in der Stube und zählte sein Geld. Sein Söhnchen, der kleine Peter, sah die Silbergulden im Kerzenschein glitzern und griff danach. Aber der Vater gab ihm einen Klaps auf die Hand, und die Mutter sagte: „Wart, bis der Vater alles gezählt hat, dann kriegst du einen Groschen!"

Der Bub jedoch gab sich nicht zufrieden und fing an zu schreien, daß der Bauer ganz durcheinander kam mit seinem Zählen.

Draußen bellte gerade der Hund, und der Bauer rief zornig: „Sei still, Bub, sonst geb' ich alle Gulden dem Wauwau!"

Peter brüllte weiter, und der Bauer nahm den dicken Beutel mit den dreihundert Gulden und hielt ihn zum Fenster hinaus: „Da hast du, Wauwau!"

Flugs griff der böhmische Hansel zu und sprang mit der Beute über den Zaun. Ehe sich der Bauer von seinem Schreck erholen konnte, war der Hansel längst aus dem Dorfe hinaus...

*

Aber nicht immer hatte der Hansel soviel Glück bei seinen Streichen. Einmal kam der junge Müller Josef Girgl von Reichenberg, wo er bei den Bäckern allerlei alte Schulden einkassiert hatte. Zweihundert Taler trug er in seinem ledernen Geldsack heim.

Fröhlich pfiff er sich ein Lied und schwang den derben Knotenstock, als er durch den dichten Wald wanderte. Ein sauberes buntes Kopftüchel brachte er seiner alten Mutter mit und für sich selbst hatte er ein ganzes Pfund Pfeifenknaster gekauft.

Eine knappe Wegstunde von seinem Heimatdorf entfernt, vernahm der Girgl plötzlich ein Rascheln im dichten Gebüsch. Er wandte sich rasch um — da stand ein wilder Kerl hinter ihm, das Gesicht mit Kohle schwarz gefärbt, in der Hand eine Pistole, die er auf Girgl anlegte.

„Bleib stehen, Bursche!" rief der Räuber drohend. „Sobald du dich rührst, sitzt dir eine Kugel im Herzen, so wahr ich der böhmische Hansel bin."

Der Girgl gehorchte in ohnmächtiger Wut.

„Nimm deinen Beutel vom Gürtel!" befahl der Hansel, „und laß deinen Stock fallen!"

Auch diesen Befehl mußte der Bursch zähneknirschend befolgen. Der Räuber ergriff grinsend den schweren Beutel und steckte ihn unter sein Wams.

„Nun lauf heim!" sagte er. „Aber dreh' dich nicht um!"

Aber der junge Müller blieb stehen und tat plötzlich sehr wehleidig.

„Hansel!" sagte er, „wenn du mir einen kleinen Gefallen tätst . . .!"

„Was ist denn?" fragte der Hansel gut gelaunt.

„Schau, wenn ich heim komm' und die Mutter mich nach dem Geld fragt, wird sie's mir nicht glauben, daß du es mir genommen hast. Sie wird denken, ich hab' es in Reichenberg bei Spiel und Bier vertan. Drum möcht' ich dich bitten, daß du mir eine Kugel durch den Rockärmel schießt, daß ich ihr das Loch zeigen kann. Dann glaubt sie's mir ..."

Der böhmische Hansel lachte schallend.

„Gut, Bursch!" erwiderte er, „den Gefallen will ich dir tun!"

Und er zielte kurz und schoß. Ratsch — fuhr die Kugel durch Josefs Ärmel.

„Noch eine!" bat der Girgl.

„Das geht nicht!" versetzte der Räuber, „mehr Kugeln hab' ich nicht drin!"

„So? Mehr hast nicht in deinem Schießeisen?" frohlockte der Girgl. Und im gleichen Augenblick warf er sich auf den Räuber, umfaßte ihn mit seinen bärenstarken Armen und schleuderte ihn zu Boden. Dann ergriff er seinen Knotenstock und prügelte den böhmischen Hansel durch, daß dem Raubgesellen Hören und Sehen verging.

Als er sich nicht mehr wehrte, wie ein Kartoffelsack im Moos lag und erbärmlich stöhnte und jammerte, hielt der Girgl ein.

„Eigentlich sollt' ich dich ganz und gar totschlagen!" rief er, „aber ich will dich nochmal laufen lassen." Er nahm dem Hansel seinen Geldbeutel fort und noch einen anderen dazu, der viel größer und schwerer war. „Der ist für den kaputtgeschossenen Rock!" meinte der Girgl. Dann gab er dem Verprügelten noch einen Stoß mit dem Nagelschuh und rief: „So, böhmischer Hansel, nun sind wir quitt!" Pfeifend ging er davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

In den nächsten Wochen zeigte sich der Hansel nirgends. Denn er hatte keine Pistole mehr. Die hatte der Girgl als Trophäe mitgehen heißen.

Siebzehn Chrysanthemen

Von Josef Robert Harrer

Wer kennt nicht, wer liebt nicht die feinen japanischen Holzschnitte und Zeichnungen mit ihren sonderbaren Formen und kapriziösen Farben? Die so unwahren Landschaften, die grimmigen Figuren aus der östlichen Sagenwelt, die Gestalten aus dem Volks- und Theaterleben und endlich die schönen, merkwürdigen Frauen, die süßen Geschöpfe der Schönheit und Jugend: wer kennt das alles nicht, von den Händen kunstsinniger Japaner vergangener Jahrhunderte auf das Papier gezaubert! Einer der berühmtesten und liebenswürdigsten Meister des japanischen Holzschnittes ist Utamaro, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte.

Utamaro schöpfte die Vorbilder für seine Werke aus dem Volke, das ihn kannte und liebte. Sein Weg führte ihn durch die engen Gassen; dort sah er die zarten Mädchen, welche lächelten; er plauderte mit ihnen, trank Tee und ging wieder. Und dann entstanden seine Holzschnitte, die noch heute die Welt entzücken.

Eines Morgens zur Zeit der Kirschenblüte begegnete Utamaro einem jungen Mädchen, das ihm sehr gefiel. Er blieb stehen. „Wie heißt du, schmalhüftiges Mädchen mit den leuchtenden Augen der Morgensonne?"

„Ich bin Chiyo, o Meister der vielen Farben und des Abendrotes", erwiderte das Mädchen und lächelte.

„Woher kennst du mich, Blüte der Frühlingsnacht?"

„Ich sah dir oft zu, wenn du heimlich mit deinen göttlichen Händen zeichnetest, Mädchen wie ich und Blumen!"

Utamaro sah das Mädchen genauer an. Dann fragte er: „Was muß ich dir geben, Tochter des Glücklichsten der Menschen, damit ich dich zeichnen darf?"

Chiyo lächelte.

„Gold? Einen violetten Edelstein?"

Sie lächelte.

„Einen Kimono aus gelber Seide?"

Sie lächelte.

„Nun, was willst du, Chiyo?"

„Ich will so viele Chrysanthemen, als ich Jahre zähle, aber jede von einer anderen Farbe!"

Da lachte Utamaro. „Du sollst sie haben, Chiyo! Wie alt bist du?"

„Siebzehn Jahre!"

Utamaro eilte mit dem Mädchen schnell zu seinem Freunde, dem Gärtner. Aber so sehr dieser auch seinen Blumenvorrat durchsuchte, fand er doch nur sechzehn Chrysanthemen verschiedener Farbe.

„Es ist nicht die Zeit der Chrysanthemen, es ist die Zeit der Kirschenblüten! Später, lieber Utamaro, in einigen Wochen, kannst du hundert, zweihundert verschiedenfarbige Chrysanthemen haben", sprach der Gärtner.

Da machte Utamaro ein ratloses Gesicht. Er wandte sich an das Mädchen und fragte leise: „Darf die siebzehnte Chrysantheme von der Farbe einer der anderen sechzehn sein?"

Chiyo lächelte und sagte: „Nein!... Aber ich mache einen Vorschlag. Die siebzehnte Chrysantheme darfst du mir malen!"

Utamaro war einverstanden und malte ihr sofort eine Chrysantheme, schöner, prächtiger, als je eine in Japan geblüht hatte.

„Bist du zufrieden, Chiyo?" fragte er dann.

Das Mädchen betrachtete die gemalte Blüte und sagte: „Schön, wunderschön, Meister! Ich bin sehr zufrieden, besonders weil — nicht wahr, Utamaro, die Blumen, auch die gemalte, gehören jetzt ganz mir?"

„Ja, Chiyo!"

„Ich bin ganz besonders zufrieden, weil ich erst sechzehn Jahre alt bin!"

Da griff Utamaro rasch nach dem Blatt und zeichnete, während Chiyo furchtsam zusah und den hellgrünen Kimono eng an sich zog, mit hellen Strichen einen lächelnden Mädchenkopf neben die Chrysantheme. Dann reichte er ihr das Blatt zurück.

Chiyo atmete erleichtert auf. Sie hielt in ihren schmalen Händen das Blatt und betrachtete es. Und sie sah neben der herrlichen Chrysantheme ihr eigenes Gesichtchen schelmisch lächeln. Und darunter las sie in kleinen Lettern: „Chiyo, die Chrysanthemendiebin, Chiyo, die lachende Jugend..."

„Und nun komm, Chiyo, jetzt will ich dich richtig zeichnen!"

Das Blatt mit der Chrysantheme und dem Mädchenkopf hat im Laufe der vielen Jahre seinen Weg nach Westen gefunden. In einer streng behüteten Privatsammlung ist es noch heute zu sehen. Und heute wie damals leuchten die Farben der Chrysantheme, heute wie damals lächelt das süße Gesichtchen Chiyos.

Begegnung am Waldsaum

Eine zeitgenössische Erzählung von Liesel Uffhausen

Der Mann schulterte die Axt und verließ kopfschüttelnd die Stube. Noch klangen ihm die Worte der Frau im Ohr, verbittert: „Einen Baum! Für wen denn? Für mich gibt es keine Weihnachten mehr, nie mehr."

Noch einmal schaute der Mann zurück, während er durch den hochverwehten Schnee zum Wald hinauf stapfte. So war das nun jeden Tag, seitdem sie die Nachricht in Händen gehalten, daß der Sohn in Flandern gefallen. Stunde um Stunde saß die Frau am Fenster, regungslos, die Hände im Schoß vergraben und starrte mit trüben, in sich gekehrten Augen in die Ferne, als könne sie mit ihren Blicken den Sohn noch einmal heimrufen. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, aber es war, als erstarre sie langsam wie das Wasser in den Seen, wenn der eisige Winterwind darüber weht. Auch ihm war der Tod seines Einzigen nahe gegangen. Tagelang

hatte er mit dem Schicksal gehadert und gerungen. Aber als die ersten bittersten Stunden vorüber, dachte er daran, daß Tausende das gleiche Los getroffen und es nur ein Opfer war, das Generation um Generation schon seit Jahrhunderten für Volk und Vaterland gebracht. War er nicht selbst vier Jahre draußen gewesen und hatten nicht eine Mutter und ein Vater um ihn gebangt und gelitten so wie er um seinen Sohn? War nicht sein Großvater im großen Franzosenkrieg gefallen? Aber die Frau dort unten in der Hütte hörte nicht auf solche Worte. Ihr Herz war verschlossen und ihr Gesicht hart und schmal geworden.

Schwer atmend blieb der Mann einen Augenblick stehen. Schon fiel die Dämmerung wie ein grauer Schleier nieder. Die ersten Sterne funkelten am Himmel. In jedem Jahr ging er an diesem Tag in den Wald hinauf, seine Weihnachtstanne zu holen. Wie lange war es her! Richtig, just vor 25 Jahren brachte er seiner jungangetrauten Liebsten das erste Weihnachtsbäumchen in ihr junges Heim. Am nächsten Weihnachten jauchzte der Bub auf dem Arm der Mutter den hellen Lichtern zu; Sommer und Winter kamen und gingen. Schon trippelte der Junge, fragend und schwatzend, neben dem Vater den Waldweg entlang. Der Mann glaubte wieder die Wärme der weichen, kleinen Hände zu spüren und die helle, frohe Kinderstimme zu hören.

So, hier mußte er links abbiegen, durch die schmale Schneise am jungen Tannenforst vorbei. Liebevoll strich der Mann im Vorübergehen über eines der schlanken, harzigen Stämmchen. Wie kräftig sie gewachsen waren! Als winzige Tannenkinder hatte er sie dort drüben in einer Schonung angepflanzt. Ja, der Bub konnte damals noch kaum laufen. Im wiegenden Gras hockte der kleine Knirps, mit großen, blanken Augen, und spielte lachend mit Blumen und Käfern. Und Jahr um Jahr schlossen sich aneinander wie die Jahresringe der Bäume, und helle und dunkle Tage, wie sie das Leben nun einmal schickt, zogen über den Wald und die Menschen dahin. Aus den kleinen Tannen wurden junge Bäume, groß und stark, und aus dem Bub ein Mann, ernst und besonnen. Im vorigen Jahr zu Weihnachten war er noch einmal auf Urlaub daheim, der Soldat.

Und jetzt — — — Eine junge Tanne lag quer über dem Weg. Vom Sturmwind umgerissen. Schicksal. Und jetzt — — — ja, jetzt waren sie wieder allein auf Weihnachten, er und die Frau, so wie damals im ersten Jahr ihrer Ehe.

Es dunkelte schon. Hin und wieder strich ein Vogel durch die Bäume hin, Rehe sprangen durchs Gebüsch, ein Eichkätzchen huschte über den Weg. Halt, was war das? Rief da nicht jemand? Aber das konnte doch nicht sein, der Weg zum Dorf führte viel weiter unten längs. Doch! Zu dumm, seine Augen waren noch scharf wie in der Jugend, aber er hörte nicht mehr so gut. Wieder war es ihm, als ob jemand riefe. Er blieb stehen und lauschte. Schnee rieselte von den Bäumen und der Wind rauschte leise in den Wipfeln. Dann war es wieder still, eine lange Weile. Aber jetzt hörte er es deutlich. Er hob die Hand vor den Mund und antwortete.

Schritte knackten und aus dem Dickicht trat ein Soldat. Der Mann schrak zusammen, wischte sich über die Augen, das Bild zu verscheuchen. Doch es blieb. Noch immer stand der Soldat vor ihm, jung und — — der Mann sah auf — — es war ein Fremder.

„Das nenn ich Glück", sprach der Soldat ihn jetzt an. „Ich habe mich verirrt, wollte zum Dorf hinunter, ich kenn mich hier nicht aus."

„Geht's da hinunter oder besser wartet, ich gehe gleich den Weg mit Euch zurück, hab noch etwas hier zu schaffen." Schweigend schritt der alte Mann aus, der Soldat folgte ihm.

„Wo kommt's denn her?" hub der Alte endlich wieder an.

„Aus dem Westen. Hab Urlaub und will zu entfernten Verwandten unten ins Dorf." Der Mann blieb jetzt vor einem Bäumchen stehen, schüttelte den Schnee von den Zweigen, hieb es ab und warf es sich über die Schulter.

„Laßt mich den Baum tragen, er ist zu schwer für Euch", bat der Soldat. Ein Lächeln huschte über das faltige Gesicht. „Den trag ich selber, das wär das erstemal, daß mir jemand meine Weihnachtstanne nach Hause trüge. So, aus dem Westen kommt Ihr? Ja, mein Junge kämpfte auch da und — er ist dort geblieben, der Jörg."

„Jörg? Doch nicht der Jörg aus dem Waldnachtstal?"

„Ja, der Jörg", nickte der Alte.

„Er war ein Kamerad von mir." Der Mann verhielt seinen Schritt. „Dann, dann wißt Ihr — — —," er ging schnell weiter. Nach einem langen Stück Wegs fuhr er mit heiserer Stimme fort: „Dann wißt Ihr ja, wie er fiel."

„Ja", erwiderte der Soldat leise, „ich war bei ihm."

„Habt Ihr noch ein wenig Zeit! Kommt einen Augenblick mit hinein. Vielleicht ist das gut." Der Mann lehnte das Bäumchen gegen die Tür und ging voran ins Haus. Die Frau saß noch immer am Fenster, so wie er sie vor einer Stunde verlassen. „Marie, ich hab da einen jungen Soldaten getroffen, einen Kameraden vom Jörg. Hast eine Tasse heißen Kaffee?"

Die Frau sprang auf. „Was sagst?" Sie rannte in die Küche und war geschäftig wie in ihren guten Jahren.

Dann bat sie: „Erzählt vom Jörg!" und ihre Augen waren rot vom Weinen. Der Soldat stand gegen die Wand gelehnt und sprach wie zu sich selber: „Wir waren lange Zeit Kameraden, der Jörg und ich. Er war einer unserer Tapfersten und Treuesten. Wir alle mußten da draußen ja erst lernen, dem Tod in die Augen zu sehen. Aber der Jörg hat es manch einem

von uns gelehrt. Viele Nachtstunden saßen wir zusammen, dann erzählte er von zu Hause, den Eltern, dem Wald. Er ahnte wohl, daß er nicht wiederkehren würde. Oft sprach er darüber, ganz mutig und gefaßt. Das Leben hat ja nur Sinn, sagte er uns einmal, wenn es erfüllt ist von einer großen Aufgabe. Es lohnt sich nur zu leben, wofür sich auch zu sterben lohnt. Nicht darauf kommt es an, möglichst viele Jahre hinter sich zu bringen, vielleicht viele träge, halbvergeudete Jahre ohne festes Ziel und ohne Leistung. Nein, es kommt darauf an, jeden Augenblick, jede Stunde unseres Lebens reif und vollendet zu gestalten. Unentrinnbar stehen wir alle unter dem drohenden Schatten des Todes, jede Minute unseres Lebens. Da dürfen wir nicht soviel in die Zukunft leben, davon träumen, wie schön es noch werden könne und was noch zu leisten sei. Deshalb müssen wir die Gegenwart in ihrer ganzen Fülle und Köstlichkeit nutzen, dann können wir jederzeit Abschied nehmen und haben doch schon das Leben genossen und ausgefüllt. Denn die Angst vor dem Tod, Kamerad, vor dem Tod, das ist doch nichts anderes als das Grauen, fort zu müssen, ehe wir fertig sind, ehe wir etwas geleistet haben.

Am nächsten Tag meldete er sich freiwillig zu einem Stoßtruppunternehmen. Verwundet brachten sie ihn zurück. Aber auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, so glücklich-friedlich, wie ich selten sah bei einem Menschen. Kameraden, sagte er leise, es hat sich gelohnt zu leben. Und diese Worte leben in uns allen, die wir bei ihm waren, noch fort. Ich denke oft, es ist dies ein Vermächtnis, das er uns hinterließ, ein Stück Unsterblichkeit ..."

Der Soldat nahm Abschied von den Eltern, verließ die Stube und schlug den Weg ein, der zum Dorf hinunterführte. Schon stieg der Mond herauf und streichelte mit seinem silbernen Licht die untersten Zweige der hohen Tanne vor dem Haus. Die Frau saß vor dem Fenster, mit geschlossenen Augen, die Hände im Schoß gefaltet. Und als der Mond hoch über dem Wipfel der Tanne hing, sagte sie langsam: „Wir wollen das Bäumchen anzünden, Mann, es ist ja Weihnachten. Es soll sein, als sei der Bub bei uns. Ja, ein Stück Unsterblichkeit ..."

Der Goetheweg auf den Brocken

Von Brigitte Gade

Es war ein unfreundlicher Dezembertag des Jahres 1777, als Goethe, nur von dem Förster Degen begleitet, zum ersten Male den Brocken bestieg. Unstet und rastlos hatte es ihn durch das Land getrieben und von einer unklaren, aber stets wachsenden Sehnsucht in den Harz gezogen, stand er nun so nahe vor dem Ziel, daß ihn die schlechte Witterung sowie die Beschwerlichkeit des winterlichen Weges nicht zurückzuhalten vermochten. Wie aber wurde er belohnt, als er endlich aufatmend auf der breiten Kuppe des Brocken stand, und seinen Blick an der köstlich aufgetanen Weite kaum zu sättigen vermochte! Und welchem zauberhaft wilden Weg verdankte er die errungene Höhe! Durch den dunklen, schweigenden Harzer Tannenwald steil und finster empor zu vereisten Granitklippen, das seltsame Gerippe der alten Mutter Erde, das da nackt und starr zu Tage lag. Und weiter hinauf durch gespenstisch zerzaustes Gestrüpp und zwerghaft verkrüppeltes Knieholz. Wie auf der Flucht ertappte Alben krümmt sich die Legföhre in den harten Boden und einzelne kahle Birken peitschen die Luft mit ihren dünnen, schmiegsamen Ruten.

Eine wilde, unentdeckte Geisterwelt lag hier, vom Winter in erstarrende Fesseln geschlagen. Wie muß sie sich aber beleben, wenn der Frühlingssturm über das alte graue Haupt des ehrwürdigen „Vater Brocken" fegt und die tausend Wasser und Wässerlein, lebendig geworden, zu Tale rieseln. Wenn die Nebelfetzen wie taumelnde Geisterschiffe zwischen den Felszacken segeln und aus den dunklen Schründen und Rissen Schatten hervorkommen, wachsen und im jähen Lichte des bleichen Frühlingsmondes vergehen.

Ja, das war der Ort, den er mit seiner ganzen nordischen Phantasterei gesucht hatte! Hierher waren aus allen deutschen Landen

Geister und Gespenster, Hexen und Teufel geflohen, als sie von Aufklärung und plattem Gelehrtendünkel aus ihren heimlichen Wohnungen in Wald und Wiesen, Flüssen, Seen und Häusern vertrieben worden waren. Hier, in der unerforschten, unwirtlichen Gegend hockten sie noch, greifbar und fühlbar hinter Gestein und Gesträuch und waren in kleinen, seltsamen Geräuschen vernehmbar, die hinter den beiden einsamen Wanderern herzitterten wie der dumpfe Fall eines Schneebrockens oder das höhnische Knarren eines vertrockneten Astes im Winde. Das war die uralte Freistatt der nordischen Geister, der romantische, kolossale Tanzplatz der Walpurgisnacht!

Das alles mag die Gedanken und Gefühle des Dichters bewegt haben, als er an jenem nebeligen Dezembertag zur Höhe schritt. Und als er sie dann erreicht hatte und der kalte Wind um seine heiße Stirne strich, als wolle er den fremden Eindringling aus seinem Reiche verjagen, ungestüm in seinem heißen Zorn, da straffte sich die jünglingshafte, hohe Gestalt und der Blick wurde groß und weit und erraffte den Teppich deutschen Landes, der sich mit einem Male zu seinen Füßen aufgebreitet hatte. Und eine große, heilige Ruhe überkam ihn.

Goethe war aus Weimar geflohen, aus der Welt, die enge wurde durch ihren Alltag, durch phantasielose Kritikasterei und wucherndes Gelehrtentum.

Und siehe da, war er nicht in dunklem Drange dem Weg gefolgt, den die Geister seines geliebten Mittelalters vorgezeichnet hatten, zu ihrem alten Versammlungsplatz, zu ihrem letzten Zufluchtsort, dem Blocksberg? Und er mochte gefühlt haben, wie sie ihn auf seinem Weg zur Kuppe gegrüßt hatten und die Kraft der Natur und ihrer unerschöpflichen Vielfalt. Wie sie, die Mutter aller Phantasie, ihn durchdrungen hatte und Wurzel schlug in seinem Herzen, das von Aktenstaub grau zu werden drohte. Und vieles in ihm war aufgebrochen an alten Gefühlen und Gedanken in der körperlichen Mühsal des felsigen Steiges und keimte nun inmitten des Winters als ein rechtes, fröhliches Frühjahrswunder.

Jetzt hatte er die wunderbar gefüllte Schale seines Herzens hinaufgetragen zu dem letzten Gipfel, der ihm schon längst aus Nebelschleiern hin und wieder auftauchend, grüßend erschienen war. Da ist auch die geheimnisvolle, dunkle Tiefe überwunden und er steht in einsamer, klarer Größe, inmitten der Natur und doch zugleich seltsam über ihr. Und da mag er die Arme ausgebreitet haben, um all das zu erfassen, was sich so beschwerlich vor ihm aufgetan hatte und es an sein übervolles Herz zu drücken. Das war das köstliche Gleichnis, das sich vor ihm enthüllt hatte: aus der künstlichen Enge zur weiten Natur und durch sie zur Höhe des Schauens und Erkennens!

Glücklicher Dichter, dem es beschieden war, das in sich zu erleben! Einsamer, begnadeter Wanderer auf menschenfernem Gipfel! Was hättest du hinterlassen, wenn nicht das Bewußtsein, daß wir dir folgen sollen auf deinem Weg! Und so hat ein späteres Geschlecht in ehrfurchtsvoller Verbeugung und liebevollem Gedenken diesen Pfad, den der leibliche Goethe zum Brocken geschritten ist, den „Goetheweg" genannt.

Heute ist die einst so unwirtliche und entlegene Gegend jedem erschlossen. Eine große Fahrstrecke führt quer durch den Harz, geht im Norden bei Bad Harzburg durchs Radauntal, am malerischen Marienteich vorbei, steil an den Lerchenköpfen empor zur Paßhöhe des Torfhauses, von wo aus Goethe, von Altenau her kommend, die Brockenersteigung begonnen hat. Von dort führt ein schmaler Fußpfad einem kleinen Wasserlauf entlang. Dann geht es, mäßig ansteigend, an dem sumpfigen Brockenfeld vorbei, aus dem einsam und unheimlich die Luisenklippe ragt. Jetzt fällt der Weg mit einem uralten Pfad zusammen, der von der Harzburg her über den Burgberg — die Trutzfeste Karls IV. gegen die widerspenstigen Sachsen — und über das Wolkenhaus südwärts durch das ganze Gebirge nach Ellrich und Nordhausen führt.

Und weiter steil und steinig bergan zum Königsberg, dem Vorgipfel des Brocken, der hin und wieder durch Bäume und hinter Felsecken sichtbar wird. Auf der Höhe führt der Weg an den „Hirschhörnern", einer alten, seltsam bizarren Gruppe von schroffen Felstrümmern vorbei. Niederes Nadelgehölz begleitet den Pfad, oft nur zerzaustes Gestrüpp, von Wind und Wetter verkrüppelt und zerfetzt. Hier blüht inmitten von Hexenbesen und Wollgras die seltsame Brockenmyrte.

Bald ist der Sattel zwischen Königsberg und Brocken erreicht und ein neuerlicher, letzter Anstieg führt zur Kuppe des Gipfels, der vom Wolkenhäuschen gekrönt, weit ins Land hinein schaut.

Unsere Zeit hat uns der Natur so nahe gebracht, daß wir sie nicht mehr so ursprünglich und gewaltig, so wild und romantisch sehen und zu erleben vermögen, wie im Jahre 1777. Denn man darf es nicht vergessen: gerade zu damaliger Zeit war der Berg, von manchem Deutschen zutraulich der „Vater Brocken" genannt, zugleich auch unter dem Namen „Blocksberg" weitum im Lande bekannt. Auf seiner windumheulten Fläche befinden sich die zwei vielbesprochenen Felsstücke, die „Teufelskanzel" und der „Hexenaltar", und manches unschuldige Landmägdlein ist im Heimatdorf scheel angesehen worden, weil man sie zu einer der Heimlichen zählte, die in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg ritten, um dort mit Teufeln und Zauberern Gelage und Hexentänze auszuführen.



Doch die finsteren Zeiten von Spuk und Aberglauben sind längst vorbei. Wir sind der Natur heute näher — doch nur mit unserem Körper. Denn wir vermögen sehr wohl noch den Goetheweg mit unserer Seele zu gehen! Wer seine Augen und Ohren offen halten kann, findet noch heute einen Gnom im Fichtengestrüpp, für den lachen Teufelchen mit der heiseren Stimme eines Waldkauzes und die Nebelfrau breitet ihre nassen Wolkenschleier zum Trocknen über den Ilsenstein.

Stubenhocker, warum suchst du vergeblich an der Walpurgisnacht des Faust herumzudeuteln! Ist doch das Vorbild dieses gewaltigen Monumentes einer deutschen Landschaft dein Eigen! Köstlicher Besitz, geadelt durch das Erleben und Nacherleben eines großen Dichters.

Geh hinaus, auf den Brocken, bis dir die Windhexe im Nacken sitzt und die Nixlein Wasserperlen nach dir schleudern. Erlebe sie doch selbst, diese berauschende Frühlingssymphonie, diese befreiende Gewalt, die sich in eigener Walpurgisnacht den Weg bricht aus Enge und Zwang! Die alten Geister wohnen noch auf ihrer stolzen Freiburg im Harz und warten auf den, der sie mit offenen Augen und gläubiger Seele sucht als ein wertvolles, beglückendes Stück deutscher Vergangenheit. Und dann, wenn du durch ihr tolles Treiben und ihren wilden, gespenstischen Tanz gewandert bist, hinauf zu klarer, kalter Höhe, dann laß dir den Wind um die Stirne wehen und erkenne und schaue!

Dann bist du wahrhaftig den Weg Goethes gegangen und du brauchst dich einer Träne nicht zu schämen.

Grüne Schwäne

Von Irmgard Kaiser

Es ist ein sonnenklarer Wintertag. Die Hände tief in den Taschen vergraben, die Gesichter vom scharfen Frost gerötet, so schlendern wir durch schmale, stille Gassen. Auf der Landkarte ist es nur ein winziger Punkt, aber mir soll es nun bald Heimat werden, dieses kleine, alte Städtchen, dem hochgiebelige Häuser und verträumte Winkel ein so anheimelndes Gepräge geben. Es fallen nicht viele Worte zwischen uns, doch wir sind froh und glücklich. Lustig knirscht der hartgefrorene Schnee unter unseren Füßen, und es ist schön, daß wir uns darüber freuen können.

Da plötzlich bleibt mein Begleiter stehen, bricht in herzliches Lachen aus. Ansteckend klingt das durch die Ruhe der engwinkeligen Gasse. „Nein, schau' dir das an! Ist es denn möglich, daß es so etwas heutzutage noch gibt?" — Wir stehen vor einem alten, schmalen Haus mit hohen Fenstern. Hinter einer der blankgeputzten Scheiben des Erdgeschosses sieht man altmodische Vorhänge mit vielen Rüschen und Fältchen sich bauschen und im Fenster selbst stehen zwei Porzellanschwäne. Die Schwäne sind grün — ein Grün, das irgendwie den Augen wehtut — und haben grellgoldene Schnäbel. Zwischen den Flügeln stecken ein paar Tannenzweige und nickende rote Papierrosen. Das alles wirkt tatsächlich ein bißchen komisch und ich empfinde diese Komik auch — — — aber ich kann nicht lachen.

Ich kann nicht lachen, denn ich muß daran denken, daß zwei Porzellanschwäne, die ebenso schrecklich grün waren und die gleichen grellgoldenen Schnäbel hatten, und die vielleicht auch vor fünfzig bis sechzig oder mehr Jahren auf irgendeinem Jahrmarkt als „wunderschön" gekauft wurden, mir einmal, Monate hindurch, das Leben erträglicher machten. Nein, ich kann nicht lachen! Viel eher habe ich den Wunsch, die alten Hände zu streicheln — es müssen wohl alte Hände sein! —, die diese lächerlich-häßlichen Porzellanschwäne schmücken und ins Fenster stellen.

Ich weiß alles noch so genau: Wie Vater starb und ich nicht daran glauben konnte und wollte. Wie ich auf Dinge verzichten mußte, die mir immer als selbstverständlich erschienen waren. Mutter sagte ja, wir hätten kein Geld mehr. Und wie wir aus unserem Haus fort mußten und in eines jener Miethäuser zogen, wo man von der Küche in einen grauen Hof und von den Zimmern andern Leuten in die Fenster schaut. Ich weiß noch, wie ich immer und immer wieder zu „unserem" Haus gelaufen bin, vor der Gartentür stand und nicht begreifen wollte, daß nun fremde Menschen hinter „unseren" Fenstern wohnten, und daß ich nie wieder in „unserem" Garten spielen darf. Kaum zehn Jahre alt war ich damals.

Dann saß ich einmal beim Fenster der neuen Wohnung. Ich grübelte über das, was in den letzten Wochen geschehen war, und dachte schließlich, daß all das Schreckliche ja doch nicht wirklich sein konnte, daß mich vielleicht nur ein mächtiger Geist oder Zauberer prüfen will und daß, wenn ich diese Prüfung bestehe, alles wieder so sein wird wie früher, wahrscheinlich aber viel schöner noch.

Und ich beschloß, recht tapfer zu sein. Oder, dachte ich, kommt eines Tages eine gütige Fee, die mir drei Wünsche gewährt. Was soll ich mir dann wünschen? Erst einmal möchte ich meinen Vater zurückhaben ... und unser Haus, und — — — ich blickte überlegend auf und sah im Fenster gegenüber zwei Porzellanschwäne stehen. Die waren grün, hatten goldene Schnäbel und trugen Wachsblumen zwischen den Flügeln. Die Fee, die Wünsche, alles war da vergessen. Ich sah nur die Schwäne und die dünkten mir wunderschön. — Von dem Tag an konnte ich stundenlang am Fenster sitzen und hinüberstarren. Und ich dachte mir viele schöne Märchen aus, in denen grüne Schwäne die größte Rolle spielten. Früh war mein erster Weg zum Fenster: Sind auch meine Schwäne noch da? Ich zitterte bei dem Gedanken, sie könnten eines Tages nicht mehr auf ihrem Platz stehen, im Fenster gegenüber.

Darüber verging mehr als ein Jahr. Langsam gewöhnte ich mich an die neue Umgebung und das Leid, das erste große Leid, das mich im Leben getroffen hatte, wurde linder und stiller. — Bis dann eines Tages ein Mann kam, der mir fremd war, obwohl ich ihn kannte. Mutter sagte, daß er mein Stiefvater wird und daß ich nun i h n „Vater" nennen müsse. Da konnten mich auch meine grünen Schwäne nicht mehr trösten ...

An all das mußte ich denken, als ich die wachsblumengeschmückten Porzellanschwäne im Fenster sah, die meinen Begleiter so zum Lachen reizten. Und ich glaube, er hat es mir ein bißchen übelgenommen, daß ich nicht mitlachte.

Das Ehrenwort eines Taschendiebes

Von Wilhelm Lennemann

Der russische Polizeigewaltige Gortschakoff hatte einst dem deutschen Grafen Wartenegg gegenüber geäußert, daß einem ausgereiften polnischen Taschendieb der Vorsichtigste aller Vorsichtigen gnadelos ausgeliefert sei. Das bezweifelte der Graf, und der Polizeipräsident erbot sich darauf, den Beweis für seine Behauptung zu erbringen.

Er ließ sich aus der Mustersammlung der gerade in Warschau festgesetzten Taschendiebe den gewandtesten vorführen und trug ihm an, auf dem nächsten gesellschaftlichen Feste dem Grafen W. gegenüber seine Kunst zu erweisen.

„Sie dürfen nehmen, was Sie wollen und können“, belehrte er ihn, „nur müssen Sie hernach das Entwendete mir selber heimlich zustecken, damit ich den Grafen überführen kann!“

Der Taschendieb war damit einverstanden. Aber was ihm dafür werde, wollte er wissen.

Gortschakoff versprach, ihm den Rest seiner Strafe in Gnaden zu erlassen.

Und dies gegenseitige Abkommen besiegelten Präsident und Gauner darauf mit einem Händedruck. Nun war es zu einer Ehrensache geworden.

Das Fest brach an. Der Polizeipräsident führte den Gauner als seinen Geheimdetektiv ein und stellte ihn als solchen auch dem Grafen vor.

„Ich hab ihm auch den Auftrag erteilt, etwas auf Sie achtzugeben, damit Sie nicht allzusehr ausgeplündert werden!“

„Richtig“, erwiderte der Graf, „heute wollten Sie mich ja überführen! Wo steckt denn Ihr Künstler?“

„Das darf ich Ihnen natürlich nicht verraten“, lächelte der Präsident geheimnisvoll, „er ist nur mir und meinem Helfer hier bekannt.“

Das Fest rauschte in Prunk und Glanz dahin. Der Graf ließ sich vergnüglich von den Wogen treiben, blieb aber doch besonnen genug, mit niemandem in allzu nahe Berührung zu kommen, tastete auch des öfteren Kleider und Taschen ab und stellte immer mit Befriedigung fest, daß ihm weder die Börse, noch die Brieftasche oder ein anderer Wertgegenstand abhanden gekommen war.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu. Einzelne Herrschaften brachen schon auf.

Der Graf aber triumphierte: „Herr Präsident, Ihr Mann versagt!“

Gortschakoff sah sich verärgert um. Wohl schon seit einer Stunde hatte er seinen Helfer nicht mehr gesehen. Er mußte aber noch im Hotel sein; denn auf der Straße wäre er unbedingt von den dort Wache haltenden und eingeweihten Beamten an seinem Polizeimantel erkannt und festgenommen worden. Aber wo in aller Welt mochte der Gauner denn nur stecken?

Die letzten Geladenen verließen das Hotel. Gortschakoff und von Wartenegg machten den Kehraus.

Der Präsident mußte sich als geschlagen erklären.

„Und Ihr Gehilfe ist auch verschwunden!“ wunderte sich der Graf.

„Das war ja der Gauner“, versetzte der Präsident ärgerlich, „mich hat er hereingelegt und Sie laufen lassen!“

Nun durfte der Graf lachen: „Also drum hat er sich immer wieder zu mir gefunden; aber ich war doch wohl schlauer als er.“

Sie standen dann vor der Garderobe. Der Graf suchte nervös in seinen Taschen ...

„Donnerwetter“, stellte er dann ärgerlich fest, „da hab ich doch meinen Garderobezettel verloren! — — Aber das tut wohl nichts“, meinte er dann, „es ist der Zobelmantel; Sie werden ja nur einen in Verwahr haben!“

„Der —“, sagte die Frau gedehnt, „der ist schon vor reichlich einer Stunde gegen Abgabe der rechten Nummer abgeholt worden. Hier ist der Zettel übrigens, ich sollte ihn dem Polizeipräsidenten übergeben.“

Gortschakoff lächelte wissend. Also fielen die Trümpfe wieder auf seine Seite. „Jetzt, Herr Graf“, spöttelte er, „sind Sie wohl nicht mehr der Meinung, daß Sie Ihren Garderobezettel verloren haben!“ Und er nahm ihn und las und lachte. „Nun?“ fragte der Graf begierig.

„Lesen Sie“, unterrichtete ihn Gortschakoff, „dies hier ist der Name des Gauners, und der Zinken darüber bedeutet: morgen!“

„Wird schon stimmen; das bezweifle ich nicht“, meinte der Bestohlene. „Nur möchte ich gern wissen, weshalb sich der Gauner da mit dem Garderobezettel begnügte.“

„Besuchen Sie mich morgen früh in meinem Büro“, schloß der Präsident, „ich hoffe Ihnen dann die restliche Lösung geben zu können.“

Und Gortschakoff hatte sich nicht getäuscht. Mit der Frühpost lief dieser Brief ein:

Sehr geehrter Herr Präsident! Ich habe getan, wie verabredet: Ich habe die Garderobemarke aus der Westentasche des Herrn Grafen genommen. Damit dürften Sie den erbotenen Beweis erbracht haben. Ich habe dieses entwendete Gut dann für Sie bei der Garderobefrau abgegeben. Damit bin ich entlastet. Den Pelz habe ich nicht entwendet; der ist mir ohne mein Zutun freundlichst gereicht worden. Nur das ausbedungene Honorar habe ich, da Sie zur Auszahlung nicht anwesend waren, mir „die Freiheit genommen“, mir selbst anzuweisen.

Aus den Briefen des „Marschall Vorwärts"

Von Robert Weber von Webenau

Der Kampf, den das Deutsche Reich um seine Freiheit und seine Weltgeltung führt, bringt uns wieder jene großen Vorkämpfer für Deutschlands Größe nahe, die Anno 1813 Europa von der Geißel Napoleon befreiten. Als nach Jena und Auerstedt unerschrockene Männer darangingen, den Grundstein zu einem neuen Preußen, zu einem neuen Deutschland zu legen, da ragten besonders vier Namen als mächtige Stützpfeiler, als Wegweiser in die Zukunft empor: Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stein — jeder von ihnen ein Heros, jeder ein ganzer Deutscher, aber einer nur wirklich volkstümlich: Blücher, der unsterbliche „Marschall Vorwärts".

Wer die Größe dieses Mannes richtig erhalten, wer seinen Weitblick auch in Dingen der Politik erkennen will, der muß die Briefe lesen und auf sich wirken lassen, die der Sieger von Belle-Alliance, der mit dem Schwerte besser umzugehen verstand als mit der Feder, an seinen König, an seine Freunde schrieb. Erst diese Briefe liefern uns die Erklärung dafür, daß Blücher, dem die Geschichte nicht immer die verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließ, in den Herzen aller Deutschen fortlebt: Diese Briefe enthüllen uns nicht nur den Soldaten, sie enthüllen uns auch den Menschen Blücher, der erfüllt war von Sorge um seine Tapferen, um sein Deutschland.

Der Marschall Vorwärts war kein Held der Feder, seine Briefe und Eingaben sind in einer oft jämmerlichen Rechtschreibung abgefaßt, über die man in den Kanzleien oft genug mitleidig gelächelt haben mag — dennoch sind sie wertvolle Zeugnisse aus jener Zeit, da sich Deutschland anschickte, aus tiefster Knechtschaft aufzuerstehen ...

Am 2. November 1795 richtet Blücher aus Burgsteinfurt bei Münster an den Generaladjutanten des Königs, v. Zastrow, eine Beschwerde über die im ersten Koalitionskrieg reich gewordenen Bürger von Emden, die uns in trefflicher Weise zeigt, wie Blücher um seine Soldaten besorgt war. In dieser Eingabe heißt es u. a.:

„... In der Stadt Emden in Ostfriesland steht eine Kompanie vom Füsilierbataillon v. Holtzschuher. Der sehr undankbare Magistrat von Emden hat dahin angetragen, daß die Kompanie in den Kasernen liegen möge. Emden hat Millionen durch den Krieg profitiert; es hat das Brot nicht so nötig wie die Garnison, weil der Magistrat sich nicht eine Stunde sicher ist, wenn kein Militär da ist; und doch will das Teufelspack nicht mal 100 Mann Quartier geben. Aber durch ihren grausamen Reichtum aufgeblasen, sehen sie auf die Soldaten wie auf die verächtlichsten Creaturen herab. So treu oft Friesland dem König ist, solche Bestien sind die reichen Emdener. Wenden Sie dieses von der armen Kompanie ab, es ist solch braves Bataillon ..."

Mit einem kräftigen Himmeldonnerwetter war Blücher immer zur Hand, wenn er mitansehen mußte, wie das Volk gebrandschatzt und geknechtet wurde und immer tiefer ins Elend stürzte. In einem gleichfalls an Zastrow gerichteten Brief (aus Münster vom 27. September 1797) heißt es:

„... wann werde ich denn einmal aus diesem Lande der Heiligen erlöst werden, wo die Menschen weit ärmer an Verstand wie an Gütern sind, wo 42 übermütige Domherren den Schweiß der Armut unverdient verprassen? Wollte doch Gott, daß die Zeit nahte, wo diese mit Blindheit am kaiserlichen Hof anhangende Rotte einmal etwas Demütiges erführe! Ich muß mit diesem Volk viel ausstehen und mit Freuden wollte ich hier die schwarzen Adler aufhängen. Der mittlere und geringere Stand würde uns segnen, aber die vornehmen Tagediebe uns fluchen ..."

Erschütternd wirken Blüchers Briefe aus den Jahren 1805 bis 1811, in denen er sich bemüht, dem König und seinen Ratgebern und Staatsmännern begreiflich zu machen, daß durch Verträge von Frankreich nichts für Preußen, nichts für Deutschland zu erwarten sei. Wenige Wochen vor der denkwürdigen Schlacht bei Jena, am 25. Juli 1806, richtet Blücher ein Schreiben an den König:

„Aufgefordert durch treues und redliches Attachement an Euer königl. Majestät allerhöchste Person, aufgefordert durch lebhafte Teilnahme an dem Ruhm, der Ehre und Wohlfahrt Eurer königl. Majestät Staaten und Armee und endlich aufgefordert durch die täglich immer bedenklichere Lage und gefährlicher werdenden Schritte, welche Frankreich sich hier in militärischer Rücksicht gegen Ew. Königl. Majestät Grenzen erlaubt, muß ich endlich mein Herz zu den Füßen des Königs, meines Herrn, ausschütten. Muß als treuer und grau gewordener Diener von höchstdero erhabenem Hause meine Ansichten von unserer Lage gegen Frankreich zum ersten und letzten Male zu Eurer Majestät Füßen legen ... Frankreich meint es mit keiner Prissance redlich und gut — am allerwenigsten mit Eurer Königl. Majestät — als der einzigen Macht, die seinem Eroberungs- und Unterjochungssystem in Deutschland allein noch im Wege steht ...

Wer das Betragen und Benehmen Frankreichs Eurer Königl. Majestät aus einem anderen Gesichtspunkt darstellt — wer Eurer Königl. Majestät zu fortwährendem Nachgeben — zum Frieden mit dieser Nation rät, der ist entweder sehr, sehr gutmütig, sehr kurzsichtig — oder er ist mit französischem Gelde gekauft ...

Nur eine glückliche Schlacht — und wir haben Alliierte, Geld und Ressourcen von allen Orten und Enden Europas; Rußland, England, Schweden, der größte Teil des Deutschen Reiches, und selbst Österreich werden sich unseren siegreichen Fahnen gerne anschließen ...

Welch ein Ruhm für unsere brave Armee, jene Räuberhorden zu demütigen, die bisher weit mehr durch List, als auch durch das elende Benehmen ihrer Gegner siegten, als durch Tapferkeit..."

Blüchers Rat blieb ungehört, mit halben Maßnahmen gedachte man dem korsischen Eroberer beizukommen, die Friedensprediger behielten die Oberhand. Aus Wolgast schrieb Blücher an Hardenberg:

„... Was wird denn nun aus uns werden? Ich bin in der größten Ungewißheit, weil ich nicht weiß, ob ich mit der Organisation der Truppen fortfahren soll oder nicht. Möge der Herr v. Kalckreuth mit seinem Frieden in die Hölle gehen! Er ist schändlich. Wenn ich nicht noch auf andere Dinge vertraute, so legte ich gleich alles nieder; aber, mein verehrter Freund, ich muß Ihnen sagen, daß mir der Mut noch nicht entfällt! Oh, es treten gewiß noch ganz andere und unerwartete Dinge hervor! Der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein..."

Und am 3. August 1807 geht aus Treptow an Gneisenau ein Brief mit dem Plan zur Neuaufstellung der Armee:

„... Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber; grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen Sie ihm, daß ich es ihm ans Herz lege, für eine Nationalarmee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt; vom Zollmaß muß man abgehen, niemand in der Welt muß eximiert sein und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die einmal wohldressierten Soldaten müssen zwei Jahre zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten; dann ist das Land soulagiert und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so alles vergessen soll, daß er nicht in acht Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben es uns anders bewiesen; unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat ganz vergessen... Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mir beide ihre Meinung..."

Mit den Vorbereitungen zum weitausholenden Schlag gegen Napoleon gehen die Jahre 1807 bis 1809 dahin, manche Demütigung, manche Kränkung muß Blücher erleiden — seine Widersacher verbreiten sogar die Nachricht, er sei geisteskrank —, aber nichts vermag den aufrechten Mann von seiner großen Idee abzubringen. Am 18. Juli 1809 wendet sich Blücher neuerdings an seinen König:

„... Allergnädigster König, gewähren Sie die Bitte eines in Ihrem Dienst grau gewordenen Mannes, der so ehrlich, wie er Ihnen von Herzen ergeben ist, der bereit ist, sich für Sie aufzuopfern, und dessen heißester Wunsch darin besteht, seine letzten Lebenstage für Sie und Ihre Macht nützlich zu verwenden.

Genehmigen Ew. Königl. Majestät, daß ich mit einem Korps Ihrer Truppen über die Elbe gehen darf, so bürge ich mit meinem Kopf dafür, daß ich die von uns getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme... Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, so habe ich mein Herz erleichtert, und mein Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargetan. Ich bin frei geboren und muß auch so sterben..."

Blüchers Vorschlag fand nicht die Zustimmung des Königs. Hätte man ihn marschieren lassen, der Aufstand der Völker Österreichs von 1809 wäre nicht, wie Treitschke schreibt, „in Blut und Kot" versunken...

Am 22. August 1811 schreibt Blücher an Gneisenau aus Treptow:

„... Ich habe dem König heute die letzten Worte geschrieben; will er sie nicht beherzigen, so geht er in sein Verderben und sein und der Seinigen Schicksal wird das der Bourbonen sein, welches ich ihm schon voriges Jahr geschrieben; mit seinem ganzen Vertrauen, nicht mit dem halben, muß ich ausgerüstet sein, dann kann, dann will ich was leisten... Machen Sie doch, daß der König alle die Sicherheitskommissäre und Faultiere von sich entfernt. Das Achselzucken und Seufzen verrät fast allemal einen Schuft..."

Am 11. November 1811 erhält Blücher auf Verlangen Napoleons seinen Abschied — aber sein Geist wirkt weiter, die Verbindung mit Gneisenau, Scharnhorst und anderen bewährten Männern bleibt aufrecht. Die Jahre 1812 und 1813 bringen die Scheidung der Geister, die Entscheidung. Blücher ist wieder auf seinem Posten: Lützen, Bautzen, die Schlacht an der Katzbach, Leipzig — das sind die Etappen auf dem Wege zu Deutschlands, zu Europas Freiheit. Unaufhaltsam wird Napoleon zurückgedrängt, bald steht Blücher, inzwischen Feldmarschall geworden, am Rhein, nimmt Mainz, rückt in Frankreich ein. Ein neuer Abschnitt des Lebens- und Leidensweges des großen Feldherrn beginnt.

Nach Abschluß des Pariser Friedens schreibt Blücher aus Berlin am 27. Februar 1815 an seinen Freund Rüchel:

„... O ihr Politiker, ihr seid schlechte Menschenkenner. Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen. Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht, sagen die Berliner. Ich für meinen Teil habe gleich meinen Entschluß genommen und meinen Abschied gefordert... Es ist unerhört, wie man uns Militärs behandelt..."

Aber man brauchte Blücher. Napoleon war von Elba zurückgekehrt und versetzte die Welt neuerdings in Unruhe. Hundert Tage lang — dann machte das Treffen von Belle-Alliance seiner Herrschaft endgültig den Garaus. Am 25. Juni 1815 schreibt Blücher, inzwischen mit der Würde eines Fürsten von Wahlstatt bekleidet, an seine Frau:

„... Unser Sieg ist der vollkommenste, der je erfochten ist. Napoleon ist in der Nacht ohne Hut und Degen entwischt; seinen Degen schicke ich heute dem König... seine Juwelen und all seine Pretiosen sind unseren braven Truppen zur Beute geworden... Die Folgen dieses Sieges sind nicht zu berechnen, und nach meinem Urteil muß Napoleon sein Untergang daraus hervorgehen und die französische Nation wird und muß ihn verachten..."

Die Erbitterung Blüchers über Frankreichs Eidbruch, für den er Napoleon verantwortlich machte, kannte keine Grenzen. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte Napoleon erschossen werden müssen (so schreibt er an seine Frau aus Compiègne am 27. Juni 1815), aber schon hatten wieder die Diplomaten die Führung in ihre Hände genommen, wodurch sich Blücher veranlaßt sah, an den König zu schreiben:

„... Ich bitte nun alleruntertänigst, die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern..."

Aber die Diplomaten verstanden ihr Handwerk zu gut. In einem Brief an Bonin führt Blücher über ihr Treiben lebhafte Klage: „... Es war alles im besten Gange, da kamen die großen Herren Diplomaten und alles war auf einmal verdorben... Das Unglück ist, daß alle großen Herren sich nicht einig sind und jeder sein Interesse befriedigen will. Österreich ist fest mit uns, der Kaiser Franz ist der schätzbarste Mann, den man sich denken kann. Rußland und England sind uns allen zuwider, Neid und Politik bieten sich die Hand..."

Auch in einem Brief an den Prinzregenten von England, am 15. Oktober 1815 von Compiègne abgefertigt, beschwert sich Blücher über die Diplomaten: „... Die Herren Diplomaten haben, dem allgemeinen Wunsch entgegen, die Sache so wie in Wien in die Länge gezogen, daß der Winter herankommt, bevor alles abgemacht wird... Es ist zu bedauern, daß die Übereinstimmung unter den Ministern niemals stattfindet, die unter den Waffengefährten in diesem letzten Kriege so segnungsvoll bestanden hat. Sobald ich die verschiedenen Ansichten der Diplomaten entdeckte, verließ ich Paris, um nicht Zeuge zu sein, wie die Franzosen, die sich an Gott und Menschen gleich stark versündigen, durch einen Teil der Verbündeten öffentlich in Schutz genommen werden... alles, was ich zum Besten des Allgemeinen verfügt, wurde über den Haufen geworfen, weil es nach der Meinung der Schriftgelehrten nicht methodice eingeleitet sei. Herr Talleyrand und Fouché fanden mehr Gehör und haben auch dieses Mal die französische Nation vor der gerechten und verdienten Züchtigung bewahrt... Ludwig XVIII. wird nie glücklich, nie ruhig regieren. Sein Volk ist für alles Gute gleichsam erstorben, alle Ehre, alle Treue ist ihnen fremd, und wenn sie einmal gut werden sollten, dann müssen sie noch mehr gedemütigt werden. Sie sehen den jetzt geschlossenen Frieden für eine Waffenruhe an und schmeicheln sich mit der Hoffnung, Deutschland wieder zu plündern..."

Im November 1815 nahm Blücher Abschied von seinen Getreuen. Kaum wieder in deutschen Landen, gilt sein erster Gedanke, sein letzter Brief an den König, seinen Soldaten, der Zukunft seines Volkes.

„... Bei meinem Abgang von der Armee kann ich nicht umhin, Eurer Königl. Majestät ... die Armee zu unmittelbarem Schutz zu empfehlen. Von unentschlossenen und schwankenden Diplomaten abhängig, habe ich recht gefühlt, wie traurig und nachteilig es ist, von Premierministern abzuhängen, und wie zerstörend für die Armee, wenn dieser Einfluß fortdauert ... Überhaupt ist es jetzt die höchste Zeit, daß diese sonderbare Versammlung, die bis jetzt unter dem Namen der bevollmächtigten Minister der verbündeten Höfe Europa beherrschte, aufhört und daß die Männer, die zwar nur Untertanen, doch unter diesem Titel ihre eigenen Monarchen beherrschten und Gesetze geben, wieder in ihre vorigen Schranken zurücktreten, um so mehr, da ihr elendes Machwerk sie in der Meinung der ganzen Welt zurückgesetzt hat ..."

Das war Blücher, der Marschall Vorwärts von Anno 1815, das in so vielen Dingen den letzten Jahren glich ...

Robespierre erinnert sich ... Von Hermann Linden

„Madame Foyot!" rief der Ausrufer mit schnarrender Stimme. Als die Tür von draußen geöffnet wurde, senkten die beiden Saalwachen die Bajonette, als näherte sich ein gefährliches Tier. An den Händen gefesselt, wurde die neue Angeklagte hereingeführt.

Robespierre und Danton, die links an einem Seitentisch saßen und mit der Unterzeichnung von Edikten beschäftigt waren, nahmen vom Eintritt der Angeklagten keinerlei Notiz. Der Verhandlungsführer, ein Kerl mit martialischen Gesichtszügen, der früher Schafzüchter in der Provence gewesen war, begann schnell und geschäftig die Vorfragen des Verhörs. Plötzlich hob Danton den Kopf. Er gewahrte die Frau mit den gefesselten Händen, fragte: „Was ist mit ihr, Gétain?"

„Sie ist Angélique Foyot", erwiderte der Ankläger behend, „Gattin des Bankiers Foyot. Sie hat den Grafen de Malivert verborgen. Die Tat gesteht sie ein. Ich lasse sofort das Urteil schreiben!"

„Sachte, sachte", wehrte Danton ab, „noch ist das nicht so einfach, wie es dir scheint, mon cher!" Ein langer Blick des Revolutionärs fiel auf die dreißigjährige Frau. Sie trug noch die Hausrobe, in der man sie vor drei Tagen frühmorgens aus ihren Räumen geholt hatte, purpurrote, zerknitterte Seide. An den Schultern waren die Tragbänder zerrissen, und Danton, der zeitlebens nicht nur eines, sondern beide Augen auf die Frauen geworfen hatte, sah, daß die Schultern der Angeklagten von ungewöhnlich schöner Wölbung waren.

Und jene dunkle, musikalische Stimme, die alle Zeitgenossen bezauberte, fragte: „Sie sind angeklagt, den Grafen de Malivert beschützt zu haben, Madame? Peinlich, peinlich, Madame! Wußten Sie nicht, daß der Graf ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses erstochen hat und seit acht Tagen überall gesucht wird in Paris?"

„Ich wußte es!" gestand die Frau und senkte den Kopf.

„Peinlich, peinlich", bemerkte der Revolutionär. „Sie sind noch jung, Sie sind auch hübsch. Aber auf solchem Verhalten steht der Tod. Unsere Gesetze sind streng!"

„Ich konnte nicht anders", sagte die Angeklagte und richtete wieder stolz den Kopf empor, „er war doch mein Gatte!"

„Ihr Gatte", fragte Danton überrascht, „ist, ich denke, Foyot?"

„Der Graf war mein erster Gatte, der Bankier ist mein zweiter", erklärte die Frau.

„Aber das verändert die Sachlage ja ganz kolossal!" rief Danton.

„Seit wann sind sentimentale Motive Entschuldigungen für Staatsverbrechen?" mischte sich jetzt die eiskalte Stimme Robespierres ein, der nach Beendigung seiner Unterschriften die letzten Worte mitangehört hatte.

„In Frankreich ist die Liebe immer als größtes Ideal gehegt worden! Alle Traditionen mögen stürzen, nur diese nicht!" lenkte Danton entschlossen ein.

„Du wirst immer ein Schürzenjäger bleiben, Danton, und das Vaterland wird darunter leiden!" wies Robespierre ihn zurück.

Robespierre hob jetzt sein Lorgnon, um die Angeklagte genauer zu betrachten. Ehe Danton der Anzüglichkeit einen Gegenhieb versetzen konnte, verschlug ihm die seltsame Änderung in Robespierres Gesicht die Rede. Dieses Gesicht sah zwar niemals aus, als rolle Blut unter der Haut. Gelbgrau sah es immer aus, wie Pergament. Jetzt aber schien es Leichenblässe zu überziehen.

Dantons Blick flog von Robespierre zu der Angeklagten. Und hier sah er das zweite leichenblasse Gesicht. Und nun kamen einige Reden, die der Umgebung nicht recht verständlich waren.

„Bürgerin!" hörte er die kalte, spitze Stimme des Diktators, „erheben Sie Anspruch auf eine Revision Ihres Prozesses? Soweit mir bekannt ist, haben Sie die Tat eingestanden, und auf Beschützung eines Royalisten steht der Tod. Und ganz besonders in Ihrem Falle, wo es sich um den Mörder eines unserer Freunde handelt, hätte eine Revision gar keinen Zweck, und daß das Motiv, das Danton zu Ihrer Verteidigung einwarf, bei Ihnen vollkommen außer Betracht kommt, das — das wissen Sie doch wohl selbst sehr genau, nicht wahr, Bürgerin Foyot?"

Angélique Foyot sah Robespierre fassungslos an. Er, der kleine Advokat von damals, hatte sie also wiedererkannt.

„Foyot, Foyot", murmelte Danton ständig vor sich hin, „wo habe ich den Namen nur gelesen?"

Robespierre hatte eine Pause gemacht. Er überlegte, ob er in seiner Erklärung weitergehen sollte.

„Man höre", erklang plötzlich wieder die Stimme des Diktators mit ihrem kalten, schneidenden Klang, „ich kenne diese Frau von früher! Als ich vor einigen Jahren nach Paris kam, führte mich ein Bekannter im Haus des Grafen Malivert ein. Um die Sitten des Adels zu studieren, willigte ich ein, fand jedoch im Haus des Grafen ein solch lockeres Treiben, daß ich es bald wieder verließ. Der Graf war damals überhaupt nicht in Frankreich, und die Gräfin hatte mit anderen Kavalieren so viel zu tun, daß ich" — ein höhnischer Seitenblick zu Danton — „heute wohl behaupten kann, daß die Liebe der Gräfin zu ihrem Gatten nicht allzu groß gewesen sein kann. Nicht wahr, Madame Foyot?" — er verbeugte sich mit einer ironischen Galanterie — „die Bürgerin ist nie sehr wählerisch gewesen in ihrem Leben?"

Madame Foyot antwortete nicht. Sie sah immer nur diesen mageren Menschen an, der da oben mit böse lächelnden Augen auf dem Richterstuhle saß. Sie dachte wohl einen Augenblick daran, den Leuten hier zu sagen, daß ein Mensch wie Robespierre sie nicht beurteilen könne, sie dachte daran, ihnen zu erzählen, wie Robespierre damals ihr Haus verlassen hatte, doch gab sie es auf, denn wer — außer Danton vielleicht — hätte es gewagt, über jemand zu lachen, der die Macht über Leben und Tod besaß?

Robespierre aber saß mit erregt spielenden Fingern oben an seinem Tisch, die kalten Mörderaugen auf Madame Foyot gerichtet, der einzigen Frau, der er sich in seinem Leben genähert hatte und die ihn auf eine so lächerliche Weise blamierte. Und während die Feder des Schreibers das Todesurteil kratzte, erinnerte sich Robespierre der Nacht von damals — —

Ein Bekannter hatte ihn, als er noch nicht dieser zugeknöpfte Zelot gewesen war, mit in das Haus der Gräfin geschleift. Robespierre trug damals, schlicht wie er immer war, die langen Beinkleider der Sansculotten, die Pantalons. Da man ihn einen begabten Menschen nannte, hatte die Gräfin stark mit ihm kokettiert. Schließlich verlockte sie ihn dazu, sich in ihre Schlafgemächer zu begeben, sie käme nach. Man beobachtete den jungen Advokaten durchs Schlüsselloch. Das Schlafpulver, das die Gräfin ihm in einem Weinglas zuführte, wirkte rasch. Robespierre schlief schnell ein. Man stahl ihm die Hose. Als er aufwachte, war es Morgen. Er fand sich allein, besann sich, wurde finster vor Wut, klingelte, befahl, man solle ihm seine Hose bringen. Aber sie war verschwunden, im ganzen Hause nirgends zu finden. Auch die Gräfin blieb unsichtbar. Man bot ihm eine andere Hose an. Aber es waren natürlich nur Kniehosen in diesem Hause, wie der Adel sie trug. Aber wie konnte er, Robespierre, der das Volk erlösen wollte, in den Kleidern der Vornehmen sich in Paris sehen lassen? Robespierre war das, was die Geschichte von ihm behauptet, einer, der seinen Idealen nie untreu wurde. Er ließ eine Droschke kommen, bestieg sie in seiner wollenen Unterhose, fuhr bleich vor Demütigung nach Hause, beim Ein- und Aussteigen vom Gelächter der Zuschauer überschüttet.

„Sagen Sie noch, Bürgerin", begann Robespierre noch einmal, und seine Stimme schien noch schneidender geworden zu sein, „was wollte eigentlich der Graf von Ihnen?"

„Geld!" sagte Madame Foyot; ihr erstes Wort nach vielen langen Minuten.

„Foyot, ja Foyot, natürlich Foyot!" schrie da plötzlich Danton dazwischen, „das ist doch der Bankier, der dem Tribunal Anfang des Jahres eine so große Zuwendung gemacht hat. Robespierre, Foyot! Erinnerst du dich denn nicht? Eine Million Francs hat der wackere Mann für das Vaterland gestiftet, und wir wären imstande, seine Frau — und sogar noch so eine reizende Frau — auf das Schafott zu schicken! Die Hände frei, sage ich!"

„Geduld, Geduld, nicht so hastig", sagte Robespierre, der sich doch wirklich erinnert hatte, wenn auch in anderer, geheimer Weise, „wenn es so ist (er machte ein Gesicht als hätte er gleichzeitig Salz und Zitronen verschluckt), müssen wir die Angelegenheit vertagen!"

Da der Graf de Malivert schon einen Tag vorher hingerichtet worden war, der Bankier sich bereit erklärte, der neuen Verfassung mit einigen weiteren Millionen unter die Arme zu greifen und Robespierre, um des Ansehens seiner Gerechtigkeit willen, die persönlichen Motive seiner Rachsucht nicht auf die Waagschale legen wollte, war Angélique Foyot auf Dantons eifriges Betreiben hin zwei Tage später frei.

Beim Morgengrauen

Von Peter Paul Bertram

Der junge Mann betrat die Cafeteria und bestellte eine Tasse Kaffee. Er hatte den Rockkragen hochaufgeschlagen und den Hut tief ins Gesicht gezogen. Als er die weiße Porzellantasse von der Theke nahm und zu einem Tisch am hintersten Ende des Lokals trug, zitterten seine Hände. Er ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und blickte mit angstgeweiteten Augen durch die Eingangstüre hinaus auf den Broadway, wo er im gespenstischen Licht der Neonlampen die Motorhaube eines großen Sedans sah, der dort mit leise schnurrendem Motor wartete.

Er kannte diesen Wagen, vielleicht würde er bald darin eine jener berühmt gewordenen „Spazierfahrten" machen, die unweigerlich damit endeten, daß der Spazierengefahrene an irgend einer einsamen Stelle mit einem halben Dutzend Pistolenkugeln im Leib aus dem Wagen geworfen wurde. Vielleicht auch würden sie ihn „liquidieren", wenn er die Cafeteria verließ. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Dazu kannte er Dutch Rubin und seine Bande zu gut. Aber, eigentlich war es auch gleich. In beiden Fällen würde es rasch vorbei sein. Er stürzte den dampfenden Kaffee hinab, und wie die Wärme seinen Körper durchflutete, verwandelte sich seine gleichgültige Lethargie in brennende Verzweiflung. Er blinzelte, als wäre er eben erwacht, und sah sich um. Ein halbes Dutzend Menschen saß in der Cafeteria. Das bedeutete Sicherheit,

wenigstens für den Augenblick. Draußen lag der Broadway zu der späten Nachtstunde beinahe verlassen da. Das war ungewöhnlich, aber vielleicht waren das elende Wetter, der kalte Wind und der peitschende Regen eine Erklärung dafür. Er wünschte, der Broadway wäre voll von Nachtschwärmern, frohen, ausgelassenen Menschen, zwischen denen er untertauchen und seinem Schicksal hätte entgehen können.

Er trank den Rest Kaffee aus seiner Schale. Die starke braune Flüssigkeit erweckte seine Lebensgeister, hob seinen Lebensmut, und plötzlich, als hätte er es nie gewußt, erschien ihm das Leben schön und lebenswert. Er hätte zu Hause sein können, wenn nicht draußen vor dem Eingang der schwarze Sedan gestanden wäre. Zu Hause! dachte er. Vor seinem inneren Auge entstand das Bild eines kleinen Provinznestes, das er vor knapp einem Jahr verlassen hatte. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so sehr dorthin zurückgesehnt wie jetzt.

Er suchte nach dem angefangenen Paket Zigaretten und fand in seiner Tasche ein knisterndes, steifes Stück Papier. Die Fahrkarte für den Überland-Autobus. Er fuhr in 50 Minuten ab. Und er konnte ihn noch erreichen, sich in ihm in Sicherheit bringen, wenn der schwarze Sedan nicht draußen vor dem Eingang stünde und darauf wartete, daß er herauskomme.

Sonderbarerweise empfand er für die Männer in dem wartenden Sedan keinen Haß — nur Angst hatte er vor ihnen, namenlose, grauenhafte Angst. Denn sie führten ja nur die Befehle aus, die Dutch Rubin ihnen gegeben hatte. Und sie waren klüger als er — sie gehorchten. Sie wußten, daß man nicht loskonnte von einer Gangsterbande, wenn man zuviel wußte. Auch dann nicht, wenn man nichts dafür konnte. Wer sich einmal mit Dutch Rubin eingelassen hatte, der ahnte nicht, wie rasch man bis über den Hals in diese Sache verwickelt war. Und dann war es zu spät.

Vier Gäste, die an einem Tisch gesessen hatten, standen auf. Sie schlugen ihre Rockkragen hoch, drückten die Hüte in die Stirn und vergruben ihre Hände in die Manteltaschen. Dann verließen sie das Lokal. Der Kellner hinter der Theke blickte den jungen Mann müde an.

„Noch eine Tasse?"

Der junge Mann nickte. „Wann schließen Sie?"

„Nun, ziemlich bald."

Plötzlich füllten sich die Augen des jungen Mannes mit Tränen. Es kümmerte ihn nicht. Er war jung, und die freundliche, etwas feuchte Wärme des Lokals erinnerte ihn an die Küche seiner Mutter, wo sie des Abends in kalten Nächten gesessen waren.

Wie hatte er sich nur damals verleiten lassen können, dieses friedliche kleine Nest auf dem Lande zu verlassen? Ehrgeiz? Vielleicht. Er entsann sich der Worte, die sein Vater ihm auf den Weg in die große, weite Welt mitgegeben hatte. Sein Vater war ein großer, starken Mann, ein Kerl, der nicht unterzukriegen war, der das Leben und den Kampf ums Leben liebte. „Das Leben", hatte sein Vater gesagt, „ist ein Kampf. Und du kannst dich nicht darum drücken. Und wenn man zu kämpfen hat, ist Angriff die beste Verteidigung. Und ich glaube, du wirst dich schon behaupten können."

Es hatte sich herausgestellt, daß dieser Rat nicht gut war. Oder hatte ihn sein Vater überschätzt? Konnte man den jungen Mann dafür verantwortlich machen, daß er, der grüne Junge vom Land, erst zu spät darauf kam, wer Dutch Rubin war?

Er hatte versucht, sich von Dutch Rubin freizumachen, aber das einzige, was er damit erreicht hatte, war, daß die Henkersknechte des Gangsters ihn so verprügelten, daß er eine Woche zu Bett liegen mußte. Und er hatte keinen Weg gesehen, um sich aus dieser unglückseligen Verstrickung zu befreien.

Noch einige Gäste verließen das Lokal. „Ich ... ich möchte ein Stück Kuchen", sagte der junge Mann zum Kellner.

„Warum haben Sie das nicht früher gesagt?" brummte der Mann unwirsch. „Wir schließen in fünf Minuten."

„Bringen Sie's nur — fünf Minuten reichen."

Während er den Kuchen aß, gedachte er der Abschiedsworte seines Bruders. „Du bist schlau. Und wenn du einmal in einer unangenehmen Situation bist, dann wirst du dich schon herauswursteln."

Auch das hatte nicht gestimmt. Er war eben nicht schlauer als Dutch Rubin und sein sorgfältig ausgedachter Fluchtplan mißlungen. Der Gangster hatte ihn gewarnt, aber er, er hatte geglaubt, schlauer zu sein.

„Sperrstunde!" sagte der Kellner.

„Bringen Sie noch eine Tasse Kaffee!"

„Sie haben schon zwei gehabt!"

„Ich trinke sie aus, während Sie hier Ordnung machen."

Der Kellner zuckte die Achseln und brachte den Kaffee. Während der junge Mann den Zucker verrührte, dachte er an seine Mutter. Sie hatte beim Abschied nichts gesagt. Sie hatte ihn nur geküßt und ihm nachgewunken ...

Die letzten zwei Gäste verließen das Lokal. Draußen begann es zu dämmern, aber die Scheinwerfer des großen, schwarzen Sedans brannten weiter. Der junge Mann erhob sich langsam und zahlte.

„Haben Sie keine Wohnung?" fragte der Kellner.

Der junge Mann schluckte hart. „Doch", würgte er hervor.

Dann ging er mit schweren, schleppenden Schritten durch das Lokal, durch die Türe hinaus auf den Gehsteig ...

Er wagte es nicht, auf den schwarzen, langen Sedan zu blicken. Seine Augen schauten auf das nasse, spiegelnde Asphalt. Jetzt stand er neben dem Sedan.

Zwei Männer standen neben dem Automobil, dessen Türe geöffnet war. Es waren die beiden letzten Gäste aus der Cafeteria. Einer sagte: „Die beiden Kerle hatten Revolver und sogar eines von den Schrotgewehren mit den abgesägten Läufen."

„Die werden sie nicht mehr benützen können", sagte der andere.

„Sind sie ..."

„Natürlich. Schauen Sie sie nur an, wie sie in sich zusammengesunken sind. Sie ließen den Motor laufen, damit die Heizung sie warm halte. Und es war ein altes System. Vielleicht war nur ein kleines Loch, aber da sie die Fenster geschlossen hatten, konnte das Kohlenmonoxydgas ausströmen, ohne daß sie es gemerkt haben."

Der junge Mann blieb nicht stehen. So rasch ihn seine Füße trugen, eilte er zu der Abfahrtsstelle des Überland-Autobusses. Er würde seinen Vater wiedersehen, seinen Bruder und, seine Mutter würde ihn wieder küssen. Sie hatte ihm keinen Rat gegeben, wie er mit dem Leben und seinen Gefahren fertig werden sollte. Sie hatte ihn nur geküßt und — das wußte er plötzlich — gebetet.

Wie der Ahn um seine Freiheit kämpfte

Von Bernhart Rehse

Der König von England brauchte Soldaten, um die rebellischen Kolonisten in Nordamerika wieder unter die Krone Englands zu zwingen. Der Kurfürst von Hessen-Kassel brauchte Geld, um seine prunkvollen Bauten zu vollenden und seine galanten Frauen zu ergötzen. England gab das Geld, Kassel die Soldaten. Die Häscher des Kurfürsten zogen durch das Land und holten den Bauer vom Pflug, den Handwerker aus der Werkstatt. Ein Klagen und Jammern ging durch die Dörfer und Städte, ein heimliches Fäusteballen, ein ohnmächtiges Murren. Die Tore der Kaserne verschlangen die Männer.

Wo die Diemel in die Weser mündet, hatten die Kurfürsten den Carlshafen angelegt. Von hier aus gingen die Schiffe den Weserstrom hinab bis ans Meer. Schiffahrt brachte Leben und Erwerb. Viel Volk zog hinzu. Handel und Handwerk konnten die Hände rühren.

Der Mühlenbauer Christian Dietrich Bade hatte nach langer Wanderfahrt seine Werkstatt in Carlshafen aufgeschlagen. Er hatte helle Augen und starke Arme, die rasch zugriffen. Das Geschäft blühte auf. Bis weit ins Westfälische hinein liefen in der Diemel und in ihren Bächen seine Mühlräder. Und im Hause sang seine junge Frau, die er sich aus der Plückemühle bei Harsberg im Diemeltale geholt hatte, und nähte an der Wäsche für das erste Kind, das sie erwartete.

Da pochten eines Tages zwei Soldaten des Kurfürsten mit den Gewehrkolben an seine Werkstattür und zeigten ihm den Gestellungsbefehl. Er riß das Papier in Fetzen und warf die Häscher durch das Werkstattfenster hinaus. Zu sechs kamen sie wieder und schleppten ihn nach Kassel in die Kaserne. In der Nacht brach er aus und forderte sein Recht vor dem Richter. Er sei kein Untertan des Kurfürsten. Seit alten Zeiten säßen seine Leute als Freisassen auf dem Hof im Mecklenburgischen. Mit Brief und Siegel habe er Haus und Grund in Carlshafen als Freimann erworben. Er verlange seine Freiheit. Die Richter steckten die Köpfe zusammen und erklärten, den Fall der kurfürstlichen Kanzlei vorlegen zu wollen. Man brachte ihn ins Gefängnis zurück. Christian Dietrich schrieb an den Vater und machte eine Eingabe an die herzogliche Kanzlei in Schwerin, ihn als Mecklenburger zu reklamieren. Die Kanzlei schwieg. Der Vater antwortete, von Schwerin sei nichts zu erwarten. Der Herzog wollte es mit dem Vetter in Kassel nicht verderben. Aber wenn er an seiner Stelle wäre, dann wäre er lieber Soldat als Gefangener. Ein Soldat habe Füße zum Laufen. Der Weg von Carlshafen bis zum Meere sei lang. Auch auf der Weser sei die Nacht dunkel. Und vieler Herren Länder grenzten an den Strom.

Da lachte Christian Dietrich und ließ sich den Soldatenrock anziehen. Als ein Bataillon in Carlshafen eingeschifft wurde, erhielt er Urlaub, von seiner Frau Abschied zu nehmen. Er sprach zu ihr, sie solle die Tränen aus den Augen wischen. Seine Fahrt ginge nicht nach Amerika. Morgen solle sie die Botenfuhre nehmen und diemelaufwärts zur Plückemühle reisen. Dort solle sie bleiben, bis sie Nachricht von ihm erhielte. Ihre Augen lachten wieder in neuer Hoffnung. Doch ihre Lippen hegten Sorge ob des Wagnisses, das er im Sinne hatte. Da nannte er sie eine Närrin, die nicht wisse, daß das Wasser des Mühlenbauers Freund sei, und küßte ihr die Angst vom Mund. Ehe die Nacht hereinbrach, verließ das Schiff,

gefüllt mit Menschenjammer und Abschiedsschmerz, durchzittert von Flüchen, Beten und Abenteuerlust, den Hafen und glitt die Weser hinab.

Die Nacht verging, der Tag stieg herauf. Das Schiff zog seine Bahn. Der Abend kam mit Wind und Regenschauern. Wolken zogen über den Mond. Christian Dietrich wartete auf seine Stunde. Er kannte den Strom und seine Ufer von mancher Fahrt. Bald mußte die große Biegung kommen. Da fing das Ravensberger Land an. Das war preußisch. Und Preußen hieß Sicherheit. Um aus dem großen Raum unter Deck, der unter scharfer Bewachung stand, herauszukommen, hatte er sich krank gemeldet. „Mühlenbauer haben alle das Reißen, wenn sie über Wasser fahren", hatte der Arzt, seiner Krankheit Glauben schenkend, gesagt und hatte ihn in die Revierstube gesteckt. Hier war die Bewachung für ihn ohne Gefahr. Der Sanitätskorporal war froh, wenn seine Kranken ihm nicht die Nachtruhe störten. Christian Dietrich lag auf seiner Pritsche und beobachtete durch das Bullauge die Wahrzeichen am Ufer, wenn der Mond aus den Wolken brach. Die Hand fühlte nach der Bootsleine, die er sich schon zu Hause um den bloßen Leib geschlungen hatte. Denn er durfte nicht von der Reling in den Fluß springen, der Aufschlag auf dem Wasser hätte ihn der Wache verraten. Er wollte sich an der Leine die Schiffswand hinabgleiten lassen, um ohne Geräusch ins Wasser zu tauchen.

Da kamen zur Linken die drei Pappeln in Sicht, von denen die mittlere vom Blitz halb abgeschlagen war. Das war das Wahrzeichen, das er gesucht hatte. Gleich mußte die scharfe Biegung kommen, dann waren sie im Ravensbergischen. Jetzt hörte er auch den Ruf des Rudergängers, der die Unterstützung heranrief. Denn die Strömung war hier stark. Drei Mann hatten am Steuer voll zu tun, das Schiff in richtiger Fahrt zu halten. Nach der Biegung kam die lange, gerade Strecke. Da würde die Unterstützung wieder in die Koje kriechen, und der Rudergänger hatte Zeit, sich durch ein Nickerchen von der Anstrengung zu erholen. Der Mühlenbauer wartete noch fünf Minuten, während er die Bootsleine von seinem Leib löste und zum Auswerfen fertig mit dem Endstück über dem Daumen in seine Linke brachte. Dann schlich er, nur mit der Hose bekleidet — im Preußischen verhalf man gern einem hessischen Deserteur zu Stiefel und Rock —, aus der Revierstube in den Gang, der zur Schiffstreppe führte. Ehe der Posten zur Treppe zurückkam, war er an Deck.

Die Steuerbordwache fuhr auf. Was war das für ein Schatten? Da klirrte eine Kette. Der Posten stürzte an die Reling und sah in dem wiederaufkommenden Mond einen Mann hinabgleiten. Er schlug Alarm. Der Wachoffizier stürzte aus seiner Kajüte. „Mann über Bord" meldete Steuerbord. Kommandorufe. Das Schiff stoppte. Die Wachen traten an. Zwei Boote gingen zu Wasser. Fackeln leuchteten über den dunklen Strom. Gewehrsalven krachten.

Währenddessen schwamm auf der Backbordseite Christian Dietrich ans Ufer und warf sich in die Weidenbüsche, bis der Spuk auf dem Wasser zerstob. Das Schiff glitt weiter die Weser hinab. Auf der Bataillonsliste wurde eine Name gestrichen.

Christian Dietrich schlug sich durch Ravensberg ins Paderborner Gebiet. In Lippstadt fand er bei einem Meister Arbeit und Brot. Ein Bote brachte in die Plückemühle einen Brief. Der Mühlenbauer rief seine Frau nach Lippstadt. Der Müller antwortete, die Tochter wäre nicht in der Heimat. Man habe keine Nachricht von ihr. Da hielt es den Mühlenbauer nicht in der Fremde.

Eines Nachts stand er in Carlshafen vor seinem Haus. Sein Pochen verhallte. Kein Licht flammte auf. Kein Schritt ging über die Diele. Da erwachte der Nachbar von dem Geräusch, ihn erkennend, öffnete er hastig seine Tür und zog den Ermatteten in sein Haus. Ein Kind weinte auf. Die Nachbarin legte es ihm in den Arm. Es war sein Knabe. Seine Frau? Man senkte den Kopf. Sie lag auf dem Friedhofe. Den Starken schlug es hin. Dann hob er sein Gesicht: „Wie kam das alles? Was ist geschehen?" Wie durch einen Nebel hörte er eine vom Mitleid erfüllte Stimme: Die junge Frau konnte die Reise ins Westfälische nicht antreten, weil, wohl durch die Aufregung des Abschieds beschleunigt, ihre schwere Stunde kam. Das Kind wurde geboren, und alles war gut. Am dritten Tage kam der Büttel mit einem Schreiben vom kurfürstlichen Amt: Der Mühlenbauer sei bei dem Versuch zu desertieren, in der Weser ertrunken. Das Eigentum eines Deserteurs sei dem Fiskus verfallen. Die Frau sei in Haft zu nehmen und zur Verfügung des kurfürstlichen Gerichts in Kassel zu halten. Die junge Frau lag wie tot in den Kissen. Der Büttel hatte ein Herz und ging. Da kam der Amtmann selbst und befahl, die Kranke, die in hohem Fieber glühte, aufzugreifen und ins Gefängnis abzuführen. Die Büttel standen mit schlaffen Armen. Wir Nachbarn umringten den Amtmann und baten um Aufschub bei Gottes Barmherzigkeit. Er lachte uns ins Gesicht: „Gottes Barmherzigkeit ist nicht für Gesindel da", und wiederholte den Befehl. Da nahmen die Männer sie auf und trugen sie so behutsam, wie rauhe Hände es vermochten, ins Gefängnis. Am andern Tag war sie tot. — Der Geschlagene blieb stumm. Zwei Tränen traten aus seinen Augen und sickerten langsam die bleichen Wangen hinunter. Dann raffte er sich auf, dankte den Nachbarn für ihr Mitleid und ihre Hilfe und bat, den Knaben bei guter Gelegenheit zu den Großeltern in die Plückemühle zu bringen. Die Nachbarn versprachen es und hielten ihr Wort.

Dann verliert sich die Spur des Mühlenbauers im Dunkel des Habichtswaldes.

Der Amtmann von Carlshafen kehrte von einer Jagd nicht zurück. Auch seine Leiche konnten die besten Spürhunde des Kurfürsten nicht finden. Sein Haus ging eines Nachts in Flammen auf. Die Carlshafener hörten den Feuerlärm, aber sie blieben in ihren Betten. Auf den kurfürstlichen Domänen flog der rote Hahn von Dach zu Dach. Der Kurfürst raste und setzte hohe Belohnungen aus. Kein Angeber meldete sich. Kein Büttel konnte den Täter fassen.

Als der Pagenhof in Flammen stand, schrie die Pächterin auf. Im zweiten Stock lag ihr Knabe in der Wiege. Die kopflose Wärterin hatte sich gerettet und das Kind vergessen. Die Männer schüttelten den Kopf. Das brennende Haus wäre der sichere Tod.

Da stürzte ein verwildert aussehender Mann aus den Büschen, setzte die Leiter an und sprang in die Flammen. Den Knaben warf er unversehrt in das bereit gehaltene Tuch. Als er den Fuß auf die Leiter setzte, brach die Wand zusammen.

Als am nächsten Tage der Botenfuhrmann von Carlshafen vorüberfuhr und den Toten sah, meinte er, wenn das kurfürstliche Amt nicht gemeld

hätte, daß der Christian Dietrich in der Weser ertrunken sei, so möchte er schwören, daß der Tote der Mühlenbauer von Carlshafen sei.

*

Das ist die Geschichte des Ahns, der auf eigene Faust sich rächte an der Gewalt, die mit Menschenleben und Menschenglück spielte wie mit Kieselsteinen. Der sein Leben hingab, um ein Kind zu retten.

Ich habe sein Geschick niedergeschrieben, wie die mündliche Überlieferung es festgehalten hat und wie ich, seiner Seele nachspürend, es noch einmal mitfühlend erlebte.

Sternschnuppen in der Neujahrsnacht

Von Bruno Eys

„Das Wetter am Neujahrstag —" las Georg aus der Zeitung vor, „klar und kalt..." Er wandte sich an seinen Bruder, der eben nach Hause gekommen war: „Hast du dir jetzt den Wetterhahn angesehen?"

Ludwig nickte. „Er schaut nach dem Süden. Wir haben Nordluft... aber kaum fühlbar. Ich hätte beinahe Lust, die Silvesterfeier im Dorf nicht mitzumachen und dafür gegen Mitternacht zu einer kleinen Skitour auszurücken."

Georg schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Und ich wollte gerade sagen: Wir gehen abends nicht ins Dorf, sondern hinauf auf den Berg. Wir sind also einig. Es wird sehr schön werden."

Als Förstersöhne liebten Georg und Ludwig die Berge, in denen sie aufgewachsen waren — sie wußten aber auch, daß Schnee und Wind Elemente sind, denen man nicht immer trauen darf. Der Schnee betört mit seiner Schönheit, verbirgt Schluchten; der Wind reißt die Wolken auseinander, um sie gleich darauf wieder zusammenzuballen und Schneestürme zu entfesseln... Sie freuten sich also darüber, daß der Wetterbericht günstig lautete und der Hahn auf dem Dachgiebel den Schnabel nach dem Süden gerichtet hatte.

Wie sie eine Stunde vor Mitternacht ausrückten, sahen sie zum Firmament empor. Es war wolkenlos, von Sternen übersät... dabei die Luft jetzt ganz unbewegt — aber im Funkeln der Sterne war ein leises Zittern wahrzunehmen.

„Eine prachtvolle Silvesternacht", sagte Ludwig, und Georg erwiderte: „Ja — aber im neuen Jahr wird sich das Wetter bald ändern. Wenn das Licht der Sterne unruhig ist, hält das Schönwetter in der Regel nur mehr einen oder zwei Tage an."

„Nun, das genügt uns", meinte Ludwig gutgelaunt.

Sie schnallten die Skier an. Eine Viertelstunde später standen sie am Fuß des Berges. Der Neuschnee vom Vortage war fahrig; es ging hurtig aufwärts.

Am oberen Rande des breiten Waldgürtels angelangt, entdeckten sie im Schnee eine Fußspur, über die sie sich einigermaßen wunderten. Die Spur war frisch. Wer konnte Lust gehabt haben, in dem knietiefen Schnee aufzusteigen?

„Klaus etwa?" sagte Georg nach einigem Nachdenken in fragendem Tone.

Der alte Klaus, der ehemals Holzfäller gewesen, nun aber, da er den schweren Beruf nicht mehr ausüben konnte, mit einer winzig kleinen Wirtschaft seinen Unterhalt bestritt, war wegen seines humorvollen Wesens in der Gegend allgemein beliebt.

„Klaus wäre das zuzumuten", meinte Ludwig.

Wie sie bei der Schutzhütte, zu der die Spur führte, ankamen, hörten sie, eintretend, lautes Schnarchen. Und, den Lichtkegel einer Taschenlampe auf die einfache Schlafstelle richtend, erblickten sie wirklich den alten Klaus.

Klaus fuhr empor: „Wer ist da?!"

„Gut Freund, Klaus! Glück auf fürs neue Jahr!" erwiderte Ludwig, und Georg fügte hinzu: „Glück auf, Klaus!... Was machst du in der Neujahrsnacht hier oben?"

„Ah — die Försterbuben! Glück auf, Glück auf fürs neue Jahr!" dankte Klaus.

„Ist dir der Aufstieg nicht schwer gefallen?" fragte Georg.

„Na — ich bin nicht mehr so kräftig, wie ihr zwei Prachtburschen es seid, und auf Brettern dahinschlittern, das kann ich auch nicht — infolgedessen bin ich nicht so leicht heraufgekommen wie ihr; aber fertiggebracht habe ich es doch..." Er hob mit bedeutsamer Miene den Finger: „Es hat geschehen müssen... Wegen der Frage an das Schicksal!"

Ludwig sah seinen Bruder, der eben die kleine Petroleumlampe entzündet hatte, an. Die jungen Leute lächelten; sie wußten, daß nun etwas Schnurriges kommen würde, und Georg erkundigte sich:

„Was hast du denn das Schicksal zu fragen gehabt?"

Klaus beantwortete diese Frage nicht direkt. „Ihr wißt doch", sagte er, „daß man in den Nächten um die Wintersonnenwende allerhand macht, um ins kommende Jahr schauen zu können... Bis zum vorigen Silvester ist mir das Bleigießen richtig erschienen; aber in dem Jahr, das nun gerade in der Ewigkeit versunken ist, habe ich den Glauben hieran verloren. Warum? Weil ich in der vorigen Silvesternacht einen Totenkopf gegossen habe... Und trotzdem nicht gestorben bin!... Da ist mir nun

für diese Neujahrsnacht etwas anderes in den Sinn gekommen: Man sagt, wer in der Neujahrsnacht eine Sternschnuppe fallen sieht, wird Glück haben. Gut so. Nun kann ich aber von meiner Hütte im Tal aus den Himmel nicht recht beobachten, weil die Holundersträucher vor den Fenstern die Aussicht verlegen. Und dann — hier heroben ist man dem Himmel näher ..."

„Hast du eine Sternschnuppe gesehen?"

„Zwei, Kinder, zwei! Ganz nahe!"

„Na also; dann bist du nicht umsonst heraufgestiegen." Ludwig ging daran, im Ofen Feuer anzumachen. „Und jetzt wollen wir ein paar gemütliche Stunden verbringen."

„Wie spät ist es?" fragte Klaus.

„Bald zwei Uhr!"

„Oho! Da muß ich fort. Meine Kuh will frühstücken... Vier Stunden brauche ich für den Weg."

Georg und Ludwig wollten den alten Mann jetzt in der Nacht nicht absteigen lassen, der aber war nicht zurückzuhalten: die Kuh müsse pünktlich verpflegt werden, denn sie sei seine Ernährerin.

Ludwig begleitete ihn vor die Hütte; wie er zurückkam, sagte er:

„Aus dem weiteren Aufstieg dürfte nichts werden. Es schneit." Er trat in den Schein der Lampe — auf seinem Rock glitzerten Schneeflocken.

„Oho!" meinte Georg. „So rasch hat sich das Wetter gewendet?... Da müssen wir allerdings abwarten."

Eine Weile später sagte Ludwig: „Wir hätten Klaus doch nicht fortlassen sollen."

Georg wollte etwas erwidern, aber das Wort blieb ihm im Munde; ein heulender Windstoß, der die Hütte erzittern ließ, erschreckte beide. Georg sprang zur Türe, öffnete sie; ein neuerlicher Windstoß fegte sprühenden Schneewirbel in den Raum, verlöschte die Lampe. Der Schnee fiel nun so dicht, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte.

„Wir müssen fort, sonst werden wir hier oben eingeschneit!"

„Unsinn! Der starke Schneefall wird nicht lange anhalten —"

„Er wird anhalten... Das Sternenlicht war zu unruhig... es ist keine rasche Besserung zu erwarten. Und dann — Klaus!"

„Klaus! Herrgott! Wir müssen ihm nach. Selbstverständlich."

Der Sturm heulte.

Im Nu hatten sie die Skier an den Füßen, die Rucksäcke umgehängt und verließen die Hütte, — der Schneewirbel verlegte jede Aussicht; sie mußten aufs Geratewohl losfahren.

Nach einigen Minuten waren sie beim Waldgürtel. Auf Klaus waren sie nicht gestoßen. Am Waldrande, wo sie jeden Baum kannten, war eine Orientierung möglich. Sie erkannten, daß sie der Sturm vom Wege, den Klaus genommen haben mußte, abgedrängt hatte.

„Wir müssen zurück", sagte Georg. „Der Alte kann unmöglich schon im Walde sein."

Sie suchten die richtige Stelle, dann ging es wieder aufwärts. Man konnte nun doch eine kurze Strecke weit sehen.

„Dort!" rief Ludwig plötzlich. „Was ist das für ein Hügel?" Er wandte sich nach rechts.

Georg folgte ihm. Im Schnee war eine kleine Erhöhung zu erkennen; man hätte einen Baumstrunk vermuten können. Aber die beiden wußten, daß es hier keinen Baumstrunk gab. Es konnte nur eine Schneehäufung sein oder — der verschneite Klaus!

Es war Klaus. Der Sturm hatte ihn niedergeworfen und er war nicht mehr kräftig genug gewesen, um sich wieder zu erheben...

Als sie ihn hochrissen, stöhnte er leise. Gott sei Dank, es war noch Leben in ihm. Sie nahmen ihn in die Mitte und fuhren zum Walde hinab. Dort, unter den Bäumen, wo der Sturm weniger zu spüren war, konnten sie den Verunglückten laben. Er erholte sich rasch.

„Es hat mich eigentlich nur der Schreck gelähmt", lächelte er; „die Angst vor dem weiten Weg, den ich noch vor mir gehabt hätte... Ich hatte wirklich schon mit dem Leben abgeschlossen. Aber die Sternschnuppen sind mir eingefallen... Ich habe doch zwei Sternschnuppen gesehen! Das Glück mußte mit mir sein. Sollte ich das so auslegen, daß ich alter Waldmensch hier oben den Tod fand... auf dem Berg... im Schnee? Dann bin ich eingeschlummert, aber ich habe jede Schneeflocke gespürt, die sich auf mich gelegt hat..."

Da sie Klaus nicht mehr allein lassen konnten, nahmen die jungen Leute nun die Skier ab. Der Abstieg dauerte lange. Als sie am unteren Waldrande ins Freie traten, graute der Morgen, ein heller Morgen — sie hatten bisher gar nicht gemerkt, daß Sturm und Schneefall aufgehört hatten...

Jetzt ahnten sie das Aufgehen einer strahlenden Neujahrssonne und Klaus jauchzte: „Glück auf zum neuen Jahr!"

Branntwein im Eisberg

Von den Eisbergen, die da im nördlichen Atlantik herumtreiben, hört man nur immer schlimme Sachen. Sie sind die erklärten Feinde der Schiffahrt und haben schon schwere Schiffskatastrophen herbeigeführt. Das zu verhindern, läßt sich die internationale Schiffahrt durch die Einrichtung eines Eisbergwarndienstes schweres Geld kosten. Sie sind also nicht nur gefährlich, sondern auch sehr teuer, machen das Wasser kalt, stören den Fischfang; kurzum: sie sind bei den Menschen sehr wenig beliebt!

Wenn es Frühling werden will, treiben diese riesigen Burschen weit in den Atlantik hinein, und an den nördlichen Küsten stauen sie sich oft zu Hunderten. Vor kurzem ist ein mächtiger Eisberg in die Bonavistabai, an der Küste von Neufundland, eingelaufen. Er trieb fast bis ans Land und machte unmittelbar vor einem Fischerdorf Station. Man muß sich vor-

stellen, daß das ganze Dörfchen solchermaßen wie in einem Eiskasten lag! Die von ihm ausgehende tiefe Temperatur drang durch Mauern und Dächer. Man beriet lange hin und her und war schon nahe daran, die kanadische Regierung um Entsendung eines starken Schleppdampfers zu bitten, der diesen unerwünschten Gast wieder in den offenen Ozean hinausziehen sollte.

Plötzlich durcheilte das Dorf eine fröhliche Kunde! Ein Fischer, der den Berg genau untersuchen wollte, hatte die Entdeckung gemacht, daß der langsam abschmelzende Berg sonderbare Eigenschaften hatte. Er gab nämlich Kisten von sich! Große Kisten aus schwerem Holz, von starken, eisernen Bändern zusammengehalten. Auf dem Deckel war die Bezeichnung „Dagny 1920" eingebrannt. Natürlich begann die ganze Einwohnerschaft, diese Kisten zu fischen. Als man sie an Land brachte und öffnete, kamen Fleisch- und Gemüsekonservenbüchsen und Gewehre und Munition zum Vorschein. Das war nun eine sehr erwünschte Gabe, und der geplante Hilferuf an die Regierung wurde schleunigst abgestoppt.

Indessen ging der Schmelzprozeß des Eisbergs immer weiter und weiter, und von Stunde zu Stunde brachte er neue Kisten zur Welt! Man konnte sogar durch das immer dünner werdende Eis der Oberfläche die Kisten hindurchschimmern sehen, die der Berg mit seinen eisigen Klammern an sich halten wollte. Wollte, denn die Fischer haben ihm diesen Eigensinn mit Pickel und Hacken gründlich ausgetrieben ...

Der Höhepunkt dieser seltenen Fischerei kam aber erst bei Einbruch der Dunkelheit. Als man die zuletzt geborgene Kiste öffnete, fanden sich darin hundert Flaschen — mit echt dänischem Aquavit! Nun waren die durstigen Männer nicht mehr zu halten. Mit Fackeln und Eispickeln fuhr man aufs neue in die nächtliche See, und es gelang noch in der gleichen Nacht, zwanzig solcher hochbegehrter Kisten zu bergen!

Was nun folgte, kann man sich leicht ausmalen. Seit dieser Stunde ist das Fischerdörfchen in der Bonavistabai aus dem Rausch nicht mehr herausgekommen! Angefeuert durch den hochprozentigen Alkohol, hacken die durstigen Seebären auf dem Eisberg herum, denn sie glauben, daß dieser unerwartete Segen überhaupt nicht mehr abreißen würde ...

Die ursprüngliche Freude der Frauen, Fleisch und Gemüse als Eisbergspende erhalten zu haben, hat sich aber ob der Dauerräusche ihrer Männer in Leid verwandelt. Und sie haben nun ohne Wissen der Trunkenbolde der Regierung doch Nachricht gegeben. Worauf umgehend eine Untersuchungskommission erschien und folgendes feststellte: Die Kisten, die dieser Eisberg nun herausgegeben hat, stammen von der „Dänischen Grönlandexpedition 1920." Die Besatzung des Expeditionsschoners „Dagny" hatte damals ein Depot in Nordostgrönland angelegt und dieses Depot trieb später im Eise fort! Und fror so in einen Eisberg ein, der seine Beute fast zwanzig Jahre in seinem Innern festhielt.

N e u e B ü c h e r

„Stimmen der Heimat." Gesammelte heimatkundliche Tiroler Schriften. Von Josef Pöll. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Karl Paulin. 371 Seiten, Preis RM. 5.40. NS.-Gauverlag und Druckerei Tirol, Innsbruck. — Wer sich in die Seiten dieses Buches vertieft, hört fürwahr die Stimmen der Heimat Tirol erklingen, wie er sie wohl kaum zuvor auf eigenen Wanderfahrten durch das schöne Land so voll und rein, so tief und weich vernommen hat. Wie in alten Märchen nur Sonntagskinder den Sang der Vögel verstehen, so hat Josef Pöll aus der Tiefe seines warmen Gemütes, aus jahrzehntelanger wissenschaftlicher Forschung und Beobachtung, vor allem aber aus unendlicher Liebe zu seiner Heimat Melodien erlauscht, die nur der Begnadete zu hören vermag. Und doch fühlen wir uns von Josef Pöll nicht in eine unbekannte Welt entführt, sondern wie erkennen in jedem Lied, in jedem Bild unsere Heimat, wie wir sie auch so innig lieben, aber nie so zu fühlen vermochten. Dem wunderbaren Empfindungsreichtum der einzelnen Beiträge dient eine Sprache, die in ihrer Schönheit und Ausdruckskraft bezaubert. Schriftleiter Karl Paulin, der feinfühlende Betreuer heimischer Kunst, hat diese kostbaren Beiträge zur Heimatkunde aus dem Verstreutsein in Tageszeitungen und Zeitschriften aller Art gerettet und uns in diesem Buche neu geschenkt. Sein Freundesgruß an Josef Pöll, der im Sommer dieses Jahres während der Planung der Gesamtausgabe seiner Schriften gestorben ist, und ein Lebensabriß von Prof. Adolf Sperlich leiten die Beiträge ein, die sinnvoll in die Gruppen „Erlebte Heimat" und „Blühende Berge" gegliedert sind. Zwischen die Prosa Pölls sind drei seiner schönsten

Lieder im Faksimile eingefügt, da ohne Lied und Klang das Lebenswerk des Wiedererweckers der Gesänge des Wolkensteiners nie in vollem Akkord erklingen könnte. Rührt uns hier in der Heimat das Buch Josef Pölls tief ans Herz, wie gerne werden sich da erst unsere Soldaten in weiter Ferne von diesen „Stimmen der Heimat“ in liebe Erinnerungen versenken lassen. Doch wo immer dieses wertvolle Tiroler Buch auch zur Hand genommen werden mag, überall wird es als das reiche Geschenk eines edlen Mannes empfunden werden, das wie jedes echte Dichterwerk für alle Zeiten gültige W.rte wahrt.

Marie Randolf.

„Der Riese von Zermatt.“ Ein Tatsachenbericht vom Matterhorn. Mit dem Eigenbericht Toni Schmids über die Ersteigung der Matterhorn-Nordwand. Von Paul Hübel. 64 Seiten. Mit mehreren Abbildungen. Preis RM. 1.90. NS.-Gauverlag Tirol, Innsbruck. — Um das Matterhorn, den weltberühmten „Riesen von Zermatt“, kreisen die Erlebnisberichte dieses Bandes, den der bekannte alpine Schriftsteller Paul Hübel mit einer fesselnden Schilderung seiner ersten, unter besonders schwierigen Verhältnissen durchgeführten Matterhornbesteigung einleitet. Weiter berichtet der Herausgeber über jene spannungsreichen Tage im Hochsommer 1931, da man in Zermatt die Rückkehr der beiden jungen Münchner Bergsteiger Toni und Franz Schmid von der Matterhorn-Nordwand erwartete. Der Siegesjubel über die Bezwingung dieses schwersten Kletterproblems der Alpen durch den Wagemut deutscher Männer ist mit einem ehrenvollen Gedächtnis an Toni Schmid verbunden, der wenige Monate nach seinem Triumph über den Riesen von Zermatt vom Wiesbachhorn tödlich abstürzte. Den Mittelpunkt des Buches bildet der Bericht Toni Schmids über die Bezwingung der Matterhorn-Nordwand am 31. Juli und 1. August 1931, der in seiner schlichten Art die Größe dieser hochalpinen Tat nacherleben läßt.

„Skihasenbrück“. Roman von Felix Riemkasten. 221 Seiten. Preis RM. 3.80. NS.-Gauverlag Tirol, Innsbruck. — Gerade recht zur winterlichen Zeit kommt dieser heitere Tiroler Wintersportroman aus der Feder des bekannten Verfassers, der seine leicht beschwingte Phantasie und Feder diesmal dem idealen Gebiet für Wintersportler, den Tiroler Bergen, widmet. Wie ein Gottfried Keller den Schauplatz seines klassischen Novellenkranzes „Seldwyla“ benannte, so erfindet Riemkasten Skihasenbrück, ein hochgelegenes Tiroler Gebirgsdorf, in welchem sich eine kleine Gesellschaft von Wintersportlern zusammenfindet. Wie sich diese Menschen voneinander unterscheiden, wie sie sich unterhalten und in ihrer persönlichen Art den Winter und seine sportlichen Freuden erleben, das spiegelt sich hauptsächlich in ihren Gesprächen und in den Geschichten, die zur Kurzweil erzählt werden. Stimmung und Tönung dieser Erzählungen sind ein so echter Riemkasten, daß jeder daran seine Freude hat, der eine unbeschwerte, heiterkeitsbeschwingte Lektüre sucht und schätzt. Ein Tiroler Winter, von einem norddeutschen Temperament gesehen und in den Rahmen launiger Geschehnisse gespannt, zieht in „Skihasenbrück“ an dem Leser vorüber und bereitet ihm vergnügliche Stunden.

„Die Alpen in Farben.“ Von Kurt Peter Karfeld. Bearbeitet von Jos. Jul. Schätz. 80 Seiten mit 28 ganzseitigen und fünf doppelseitigen Farbenbildern. Preis RM. 12.—. Verlag F. Bruckmann, München. — In diesem Werk unternimmt der durch seine alpinen Veröffentlichungen weltbekannte Verlag F. Bruckmann den ersten Versuch, das Wunderreich der Alpen, seine Natur-, Luft- und Lichtstimmungen durch das moderne Farbenlichtbild wiederzugeben. Eine Auswahl der großartigsten oder von idyllischem Reiz umflossenen Punkte der Alpen erscheint nun in natürlicher Farbenpracht. Wenn man sich auch einzelne Blätter nach dem neuesten Stand der Technik noch vollendeter denken kann, so erschließt dieses Werk doch eine wunderbare Gesamtschau. Was die Bilder dem Auge bieten, das vertieft J. J. Schätz in seinem einleitenden „Blick auf die Alpen“, der, ausgehend von der geologischen Urgeschichte, die Erschließung der Alpen bis in die jüngste Gegenwart meisterhaft schildert und ihren Helden ein literarisches Denkmal setzt. Zwischen die einzelnen Bilder sind geist- und sinnvolle Dichterworte über den Berg und sein Erleben eingestreut.

„Berg- und Seenwelt der Deutschen Ostmark.“ Herausgegeben von Geza von Lajtos. 191 Seiten mit zahlreichen Lichtbildern. Preis RM. 9.50. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien. — Die Herrlichkeit unserer deutschen Alpengaue spricht aus den Blättern und Bildern dieses Prachtwerkes, das die schönsten Gebiete und Punkte der Berg- und Seenwelt der Ostmark aufzeigt. Einer der berufensten ostmärkischen Alpinisten, Eduard Pichl, ladet in einem begeisterten Vorwort zum Besuch der Ostmark ein. Es folgt in kurzgefaßtem Text und in ausgewählten Bildern eine Führung durch die Nordalpen vom Bregenzer Wald bis zum Wiener Wald, der Zentralalpen vom Rätikon bis zu den Cetischen Alpen, und der Südalpen von den Gailtaler Bergen bis zu den Steiner Alpen. Eingestreut ist die Beschreibung der Seen des Salzkammergutes, der Kärntner Seen und der Seen des Burgenlandes.

„Schatten im Schnee.“ Roman von Hubert Mumelter. 256 Seiten. Preis RM. 5.50. Verlag Paul Zsolnay, Wien. — Aus den Dolomiten erstand vor Jahren Hubert Mumelters Roman „Die falsche Straße“. Nun setzt der erfolgreiche Südtiroler Dichter die Geschehnisse dieses ersten Buches in einem neuen, für sich abgeschlossenen Roman fort, der das wintersportliche Leben in einem Berghotel schildert. Die eigenartige scharfe Beobachtung der Typen, die Verteilung von Licht und Schatten und die außerordentliche Kraft der landschaftlichen Belebung, die wir aus dem ersten Roman Mumelters kennen, sind in diesem Band in künstlerischem Sinne gesteigert. So nehmen wir lebhaften Anteil an dem Schicksal dieser Menschen, deren Schatten im Schnee der Dolomitenhänge dahinhuschen und denen diese Hochgebirgswelt ein Stück ihres Lebens bedeutet.

„Die Kaiserin, der König und ihr Offizier.“ Das abenteuerliche Leben des Johann Jakob Wunsch. Von Ludwig Finckh. 250 Seiten mit zwölf bunten Bildern von Wolfgang Felten. Preis RM. 5.20. — Deutscher Volksverlag, München. — Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges hebt Ludwig Finckh, der schwedische Dichter, das Lebensbild eines fast vergessenen Soldaten, des Feldherrn Johann Jakob Wunsch, eines gebürtigen Schwaben, der in die erste Reihe der Führer um Friedrich den Großen ragte. Wie Wunsch aus seiner Heimat Heidenheim aus ganz schlichten Verhältnissen aufstieg zu soldatischer Größe, wie er sich durch Charakter und Kriegskunst bewährte und zum Retter Berlins wurde, das erzählt Finckh mit der ihm eigenen gemütvollen, kräftig zeichnenden Art. Die großen Gestalten jener Zeit, Kaiserin Maria Theresia, Friedrich von Preußen und ihre Generäle erscheinen im Rahmen der Handlung in dichterischer Beleuchtung.

„Blodigs Alpen-Kalender 1941“ stellt sich nun mit seinem 16. Jahrgang an der Schwelle des neuen Jahres ein. Der Herausgeber Dr. Karl Blodig hat unter Mitarbeit von Hans Stoepler seinen Kalender (Verlag Paul Müller, München. Preis RM. 2.90) in bewährter Art bildlich reichhaltig ausgestaltet. Landschaft und Volksleben unserer Alpengaue erscheinen in vorzüglichen, zum Teil sogar farbigen Lichtbildern und umgeben uns das ganze Jahr hindurch mit dem Zauber der Berge.

Neue Kriminalromane. Edmund Finke zählt zu den beliebtesten Schriftstellern der letzten Jahre, versteht er es doch wie kaum ein anderer, die Gattung „Kriminalroman“ mit spannungsreicher Darstellungsart zu pflegen. Seine zwei neuesten im Verlag Paul Zsolnay erschienenen Kriminalromane haben Wien und Berlin zum Schauplatz. „Der Tod vor dem Spiegel“ (Preis RM. 3.50) führt in die schattenreichen Gründe des Wiener Praters und seiner Schaubuden, in denen sich das Schicksal eines ehemaligen Offiziers nach tragischen Verwicklungen entwirrt. — Im Roman „Die Teufelsschlüssel“ (Preis RM. 3.50) scheint Berlin-Moabit in gespenstischem Licht auf. Um einen Unbekannten, der auf geheimnisvolle Weise verschwindet, spuken rätselhafte Geschehnisse, die erst durch die raffinierte Arbeit der Kriminalpolizei aufgeklärt werden. Finke versteht es, die äußere Handlung mit seinen psychologischen Fäden zu verknüpfen.

„Taschen-Brockhaus zum Zeitgeschehen.“ Mit rund 900 Abbildungen im Text und 24 einfarbigen und bunten Tafelseiten sowie 38 Übersichten und einer bunten Karte Europas. Preis RM. 3.60. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. — Der staunenswert rasche Ablauf der umwälzenden Ereignisse unserer Zeit ruft geradezu nach einem Buch,

das die Orientierung über ungezählte neue Fragen und Begriffe ermöglicht. Es hat nun der weltbekannte Verlag Brockhaus ein Buch in Taschenformat herausgebracht, das diesem Zweck in vorbildlicher Weise dient. Alle wichtigen Zeitfragen, vor allem auch die neuen Waffen, politische Begriffe und Probleme usw. werden nicht nur in kurzer, schlagwortartiger Form erläutert, sondern auch in größeren umfassenden Artikeln grundsätzlich behandelt. Eine große Zahl von Abbildungen, Karten und Zeichnungen vervollständigen dieses neuzeitliche Nachschlagebuch, das je nach dem Fortgang der Ereignisse in neuen Auflagen verbessert und ergänzt werden soll.

„Menschenkenntnis und Menschenbehandlung." Eine praktische Psychologie für jedermann. Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels. 426 Seiten mit 220 Abbildungen im Text und 32 Tafeln. Preis in Leinen RM. 8.75. Deutscher Verlag, Berlin. — Eine Menschenkunde, die sich aus allen Gebieten der Seelen- und Charakterforschung nährt, umschließt dieses Buch, das in einer Fülle von Kapiteln das unerschöpfliche Thema zu behandeln sucht. Menschenkenntnis als wissenschaftliches Problem wird im ersten Teil in ihren prinzipiellen Voraussetzungen erläutert. Dann werden die „Äußerungen" des Innenlebens als Stufen zur Erkenntnis gewertet, das Erleben der Außenwelt wird als charakteristisch gedeutet und schließlich die Menschenkenntnis vom „Typus" aus an Hand unzähliger Beispiele aus dem praktischen Leben dargelegt. Als Ergebnis dieser Psychologie sind die Kapitel über „Menschenbehandlung" anzusehen, die alle Probleme der Selbsterziehung und Erziehung umfassen. Ein philosophisches Gespräch „Vom Wesen der Seele" bildet den Abschluß des Werkes, das durch die Einstreuung unzähliger Bilder, Zeichnungen, Handschriftenproben usw. dem rein geistigen Inhalt eine reale Grundlage gibt.

Die Wesensart der deutschen Stämme behandelt Prof. Dr. Willy Hellpach in einem fesselnden Beitrag im Oktoberheft von „Velhagen & Klasings Monatshefte" und deutet besonders auf die Eigenart der Franken und Thüringer hin, die er als mitteldeutsche Ableger der Norddeutschen bezeichnet. Ein besonders interessanter, farbig bebildeter Beitrag von Dieter Körber gilt dem „Deutschen Ledermuseum in Offenbach" und seinen künstlerischen Schätzen. Wilfried Göpel führt in seinem „Besuch bei Arno Breker" an der Hand zahlreicher eindrucksvoller Abbildungen in das plastische Werk des großen deutschen Bildhauers ein. Dr. Fritz Schörcher schreibt in volksmedizinischer Art über „Die Bluttransfusion", Dr. Adolf Heilborn plaudert sehr anregend über „Den Allgemeinen deutschen Reimverein" und seinen „Vater", Emil Jacobsen. — „Das Rätsel unseres militärischen Erfolges" deutet General Ernst Kabisch im Leitaufsatz des Dezemberheftes aus dem Feldherrngenie des Führers, dem unvergleichlichen Instrument unserer Wehrmacht und dem Volksgeist. Eine Reihe vorzüglicher Farbenlichtbilder zeigt die verschiedenen Truppenteile und ihre Angriffsmöglichkeiten. Dr. Ernst Gerhard Jacob berührt das hochaktuelle Kolonialproblem in seinem fesselnden Beitrag „Die Eingeborenenpolitik in den deutschen Kolonien". Weihnachtliche Stimmung strahlt aus verschiedenen erzählenden Aufsätzen dieses Heftes. Besonders originell ist die vom Maler Herbert Pohris verfaßte und selbstbebilderte Plauderei „Es zappelt, es rappelt, es klappert und dreht sich", worin allerlei bewegliches Spielzeug lebendig wird. Eine sehr zeitgemäße Frage behandelt Prof. Dr. Heinrich Nelson in seiner volksmedizinischen Studie „Ist die Jugend dem Alter überlegen?" und führt meisterhaft in die Lebenskunst des Alters ein.

Karl Paulin.

Aus dem Inhalt:

Das Umschlagbild in mehrfarbigem Kupfertiefdruck ist nach einem Ölgemälde des Innsbrucker Malers Wilhelm Nicolaus Prachensky wiedergegeben.

Kleiner Bergland-Anzeiger

Kleiner Bergland-Anzeiger







DIE NEUE PUCH 125

BERGFREUDIG · AUTOBAHNFEST · ZUVERLÄSSIG

STEYR-DAIMLER-PUCH AKTIENGESELLSCHAFT